

FORUM Supervision

Bilder, Erzählungen, Mythen

Katharina Gröning

Cornelia Hoffmann

Marianne Addicks

Mechthild Bereswill

Gerhard Wittenberger

Annegret Mahler-Bungers

Edeltrud Freitag-Becker

Ute Sander

Martin Esch

Marcella Schlotterbeck

Herausgeber:

Katharina Gröning, Jürgen Kreft und Angelica Lehmenkühler-Leuschner

Wissenschaftlicher Beirat:

Dr. Max Bartel (Berlin) – Prof. Dr. Annemarie Bauer (Darmstadt/Heidelberg) – Prof. Dr. Adrian Gaertner (Bielefeld/Oberursel) – Dr. Wolfgang Schmidbauer (München) – Prof. Dr. August Schüle (Wien) – Dr. Michaela Schumacher (Köln) – Prof. Dr. Ralf Zwiebel (Kassel)

Redaktionsanschrift:

Dr. Jürgen Kreft (geschäftsführender Redakteur)
Meppener Straße 22, 48155 Münster
Telefon: (02 51) 66 55 64, Telefax: (02 51) 6 74 39 58
JuergenKreft@t-online.de

Redaktion:

Maija Becker-Kontio (Moers) – Thomas Behler (Essen) – Theresia Menches Dändliker (Zürich) – Elke Grunewald (Ingelheim) – Franz Leinfelder (Wiesbaden) – Peter Musall (Gelnhausen) – Gertrud Siller (Bünde) – Inge Zimmer-Leinfelder (Wiesbaden)

Verantwortliche Redakteure für Heft 31:

Prof. Dr. Katharina Gröning, Freiligrath Str. 10, 44791 Bochum.
Dr. Elke Grunewald, Autunstr. 1, 55218 Ingelheim.

Erscheinungsweise und Bezug:

FoRuM Supervision erscheint halbjährlich (März und Oktober).
Einzelheft: 11,50 € inkl. MwSt. und Versandkosten
Jahresabonnement: 19,50 € (2 Hefte) inkl. MwSt. und Versandkosten
Das Abonnement verlängert sich jeweils um ein Jahr, wenn es nicht bis zum 31.12. des laufenden Jahres gekündigt wird. Damit die Lieferungen nicht unterbrochen werden, bitten wir dringend darum, dem Verlag bei einem Wohnungswechsel die neue Adresse mitzuteilen.

Verlag und Bestellungen:

Fachhochschulverlag
DER VERLAG FÜR ANGEWANDTE WISSENSCHAFTEN
Kleiststraße 10, Gebäude 1, 60318 Frankfurt
Telefon: (0 69) 15 33–28 20, Telefax: (0 69) 15 33–28 40
E-Mail: bestellung@fhverlag.de
<http://www.fhverlag.de>

Satz: Fachhochschulverlag
Druck: Elektra, Niedernhausen

© 2008 **Fachhochschulverlag**
DER VERLAG FÜR ANGEWANDTE WISSENSCHAFTEN
ISSN 0942-0045

Inhalt

Vorwort	2
Beiträge	
<i>Katharina Gröning</i>	
Bilder und Erzählungen als Problem des Verstehens in der Supervision	5
<i>Cornelia Hoffmann</i>	
Die „fliegende Meise“ – Psychoanalytische Gruppentheorie und ihre Bedeutung für das Verstehen von Angstsituationen	16
<i>Marianne Addicks</i>	
Psychische Traumatisierung und dissoziative Störungen	32
<i>Mechthild Bereswill</i>	
„Im Knast bin ich ein anderer Mensch wie draußen.“	52
<i>Gerhard Wittenberger</i>	
Emanzipatorische Praxis – Psychoanalyse – Supervision	66
<i>Annegret Mahler-Bungers</i>	
Eyes Wide Shut	77
<i>Edeltrud Freitag-Becker, Ute Sander und Martin Esch</i>	
Einführung von SAP-HR – Vernetzung mit Verstrickungspotenzial?	90
Brücken zum Markt	
<i>Marcella Schlotterbeck</i>	
Gesellschaftlicher Wandel – welche Auswirkungen ergeben sich für die Supervision?	
Von SupervisorInnen beobachtete Veränderungstendenzen in der Supervision	100
Rezensionen	110
Neue Bücher	116
Briefwechsel	119
Randbemerkungen	123
Veranstaltungen	124
AutorInnen	126
Vorschau	128

Vorwort

Als in der Redaktionssitzung von 2005 beschlossen worden ist, dem Heft 31 von Forum Supervision den Titel „Bilder und Erzählungen in der Supervision“ zu geben, waren einige von uns zunächst skeptisch hinsichtlich der Stabilität des Themas: „Trägt dieses Thema ein ganzes Heft?“ Gleichzeitig hat es uns gereizt, unseren Leserinnen und Lesern ein Thema anzubieten, welches sich zum einen mit methodischen Problemen in der Supervision befasst, welches zum anderen aber auch Brücken in solche Berufsfelder schlägt, die mit Bildern und Erzählungen befasst sind und mit ihnen arbeiten müssen. Sehr schnell war klar, es würde ein psychoanalytisches und hermeneutische Heft geben.

In diesem Zusammenhang interessant ist der Zufall, dass verschiedene Hochschulen, die in der Supervisionsausbildung engagiert sind, sich gerade zu diesem Zeitpunkt mit Problemen der Supervision als Forschungsmethode befassen bzw. methodisch begründeten Interpretationen und Deutungen von Erzählungen in der Supervision. Wie Supervisoren und Supervisorinnen die Erzählungen ihrer Supervisanden/innen kommentieren, interpretieren und deuten, wird in den nächsten Jahren wohl ein relevanter Forschungszweig im Bereich der Supervisionsforschung werden. Insofern hoffen wir, mit diesem Heft einen Beitrag zur Debatte um methodisches Verstehen in der Supervision zu leisten.

Das Heft beginnt mit einem Artikel von **Katharina Gröning** zum gestalttheoretischen Verstehen und seiner Bedeutung für Supervision. Dieser Artikel versteht sich als methodische Klammer. Angesprochen sind die verschiedenen Traditionen des verstehenden Umgangs mit Bildern und Erzählungen in der Supervision, wobei an herausragender Stelle die Aufbereitung der Phänomenologie als Methode des Verstehens von Gabriele Rosenthal steht. Rosenthal ist es in den 1990er-Jahren gelungen, mit ihrer Habilitationsschrift einen Zugang zur Bildern und Erzählungen zu eröffnen, die zumeist als wertloses, weil ungeordnetes und chaotisches Erzählmaterial verworfen worden sind.

In einem zweiten Beitrag erzählt **Cornelia Hoffmann** von der „fliegenden Meise“ und der „wilden 13“. Hier geht es um das affektive Leben in einer Auffangklasse für Schulabbrecher, denen nach Möglichkeit der Erwerb eines Hauptschulabschlusses in Aussicht gestellt werden soll. Jedoch verläuft der Schulalltag mit diesen Kindern/Jugendlichen eher wie in einer klinischen Gruppe. Hoffmann zeigt auf, welchen Beitrag Psychoanalyse und Bindungstheorie zum Verstehen dieser unverständlichen Prozesse in Gruppen leisten können. Dafür hat sie mehrere Monate diese Klasse beobachtet, mit Schülern und Lehrern gesprochen und sich dem Feld der pädagogischen Arbeit mit Schulabbrechern angenähert. Der Artikel von Cornelia Hoffman trägt deutlich zu Entdämonisierung von Schulabbrechern bei und zeigt Verstehenszugänge im pädagogischen Feld auf, die auch für Supervisorinnen/innen von Bedeutung sein können.

Marianne Addicks wiederum legt einen stark historischen Artikel zum Phänomen der dissoziativen Störungen im Kontext Psychiatrie vor. Ihr Gegenstand ist die Frage, unter welchen Bedingungen es zum Verlust des Erzählens und der Produktion von Bildern und Sprache kommt. Sie kann nachweisen, dass dissoziative Erkrankungen wie selbstverletzendes Verhalten keineswegs modische Erscheinungen und erfundenen Erkrankungen sind, sondern ihre Wurzeln in der Psychodynamik erlittener Traumatisierungen haben. Dazu legt Addicks neuere Forschungsergebnisse im interdisziplinären Kontext vor, die Ergebnisse der Hirnforschung und Ergebnisse der Traumaforschung in Beziehung setzen. Für all jene Supervisorinnen und Supervisoren, die im psychiatrischen Kontext und im entsprechenden Kontext der Jugendhilfe tätig sind, ist der Artikel fachlich und diagnostisch zu empfehlen.

Mechthild Bereswill reflektiert in ihrem Beitrag die Wechselwirkung zwischen Biografie und Strafvollzug bei männlichen Jugendlichen. Die Autorin stellt Forschungsergebnisse ihrer Längsschnittstudie zu der langfristigen Wirkung eines Freiheitsentzugs auf das weitere Leben junger Männer vor, bei der von 1998 bis 2007 junge Straffällige während und nach ihrer Haft interviewt wurden. Auf der Grundlage ihrer Forschung ergänzt die Autorin die interaktionstheoretische Sicht auf die Entstehung, Stabilisierung und Veränderung sozialer Identitäten um die Bedeutung der subjektiven, biografischen Erfahrungen der Inhaftierten für ihr soziales Handeln und ihr Selbstbild und geht der Frage nach dem Verhältnis von Erfahrung, Erinnerung und Erzählung nach. Ein Fallbeispiel illustriert, wie nicht nur vergangene Erfahrungen gegenwärtige und auf die Zukunft gerichtete Selbstentwürfe konstituieren, sondern auch selbst durch aktuelle Erfahrungen umgeformt werden. Bereswill zeigt, wie die Ambivalenz des Subjekts zwischen der Suche nach Struktur und Sicherheit und dem Wunsch nach Autonomie und Entwicklung sich mit den institutionellen Strukturierungsmaßnahmen verknüpft.

Gerhard Wittenberger beschäftigt sich noch einmal mit der großen „Erzählung“ der Emanzipation, die als Orientierung in vielen Supervisionsausbildungen eine wichtige Rolle gespielt hat. Auf der Suche nach einer Grundlage greift er auf psychoanalytischen Literatur zurück, in der die Praxis der Psychoanalytiker als „emanzipatorisch“ beschrieben wird und beantwortet die Frage, wie man diese emanzipatorische Praxis charakterisieren und auf die supervisorische Praxis übertragen könnte?

Außerhalb unseres Heftschwerpunktes „Bilder und Erzählungen“ steht der psychoanalytische Artikel von **Annegret Mahler-Bungers** zu Stanley Kubricks Film „Eyes wide shut“. Mahler-Bungers Aufsatz nimmt das Thema „Bilder und Erzählungen“ außerhalb der Supervision auf und führt Leserinnen und Leser in die Kunst psychoanalytischer Interpretation von Literatur und Film ein. Außerdem berichten **Edeltrud Freitag-Becker**, **Ute Sander** und **Martin Esch** über den spannenden Prozess der Einführung oder Anpassung von Systemen des großen Soft-

ware-Anbieters SAP im Bereich Human Resources.

Last but not least publiziert **Marcella Schlotterbeck** in ihrem Beitrag die Ergebnisse einer Online-Befragung unter Supervisorinnen und Supervisoren zur Entwicklung ihres Geschäftsfeldes und ihrer Profession. Die Verfasserin kommt zu höchst wichtigen Ergebnissen, deren besondere Bedeutung auch darin liegt, dass hier mit einer, wenn auch nicht repräsentativen, so doch belastbaren Stichprobe, wichtige Erkenntnisse zu einem heiklen Thema gewonnen werden konnten. Schlotterbecks Beitrag gehört zu unserer neuen Rubrik „Brücken zum Markt“.

In eigener Sache möchten die Herausgeber und die Redaktion von Forum Supervision Leserinnen und Leser darüber in Kenntnis setzen, dass neue Rubriken und Schwerpunkte für Forum Supervision in Vorbereitung bzw. auf dem Weg sind. Zum einen soll es regelmäßig die Rubrik „Brücken zum Markt“ geben, mit der wir in diesem Heft starten. Wir werden in dieser Rubrik Publikationen zur Supervision als Geschäftsfeld veröffentlichen, Interviews und Gespräche mit Auftraggebern und neue Geschäftsideen. Wir hoffen, mit dieser Rubrik interessante Beiträge zur Marktentwicklung zu publizieren und freuen uns über Reaktionen.

Das zweite, sich auf dem Weg befindliche Projekt ist unser Wunsch, künftig verstärkt Hefte in Kooperation anzufertigen. Dazu werden wir mit Vertretern von Berufsverbänden und Organisationen Gespräche führen, um feldspezifische Hefte herauszugeben.

Schließlich begrüßen wir die Kolleginnen Maja Becker-Kontio und Dr. Gertrud Siller neu in der Redaktion. Herzlich willkommen!

Elke Grunewald und Katharina Gröning

BEITRÄGE

Katharina Gröning

Bilder und Erzählungen als Problem des Verstehens in der Supervision

Zusammenfassung: Der vorliegende Artikel begründet und systematisiert qualitative Forschungsverfahren im Rahmen von Supervision. An wichtiger Stelle steht der Umgang mit erzähltem Material sowie die gestalttheoretische Betrachtungsweise nach G. Rosenthal.

Qualitative Verfahren, Fallstudien und Narrationen haben in der Supervision einen zunehmend bedeutenden Platz erhalten. Supervisorinnen und Supervisoren befinden sich durchgängig in Situationen, in denen alltäglich erzählt wird, teilweise strukturiert, teilweise unstrukturiert, teilweise komplex und verschachtelt, teilweise bruchstückhaft und fragmentiert. Das Erkennen der Ordnung einer Erzählung in der Supervision dürfte deshalb zur wichtigsten hermeneutischen Fähigkeit des Supervisors bzw. der Supervisorin gehören, jedoch geht es ihnen zunächst genauso wie den Supervisanden und Supervisandinnen, die in der Supervision die Erzählungen und Verhaltensweisen ihrer Klientinnen und Klienten weitergeben und sich durch Bilder und Erzählungen erhoffen, die Supervisionsgruppe oder auch der Supervisor/die Supervisorin sei in der Lage, die verschlüsselten Erzählungen zu verstehen, zu ordnen und zu systematisieren. Die therapeutischen Traditionen, in denen Supervision sich zweifelsohne bewegt, befördern dabei eine Kultur der psychologischen Interpretation oder der Deutung im Rahmen eben jener Theorietraditionen, denen sich der Supervisor verpflichtet sieht. Demgegenüber stehen zum Zweiten eher funktionale Diagnosen in der Supervision, die vor allem auf das Rollenkonzept zurückgreifen und die Erzählungen in Supervisionen auf der Folie der Rolle normativ prüfen. Eine Erfahrung und eine Erzählung ist dann entweder rollenangemessen oder rollenunangemessen und wird entsprechend bewertet. Die Wirkung dieses entweder klinischen oder normativ-funktionalen Umgangs mit Erzählungen dürfte ähnlich sein. Supervisanden verstummen.

In den letzten Jahren hat es um die psychologische Interpretation von Erzählungen und Bildern, um den Umgang mit dem Material in der Supervision aus gutem Grund eine vorsichtige, doch durchgängige Kontroverse gegeben. Im Mittelpunkt stand dabei die Legitimität einer vorwiegend therapeutischen und psychologischen Interpretation des erzählten Materials und damit eine Betonung des Subjektiven. War diese Kontroverse um die Legitimität therapeutischer und teilweise klinischer Diagnostik in den ersten Phasen der Professionalisierung von Supervision vielleicht noch gekennzeichnet von Auseinandersetzung zwischen Schulen – wenn

z.B. die Frage in den Vordergrund trat, ob nicht jeder Psychoanalytiker geradezu prädestiniert zur Supervision sei, so hat sich die Diskussion in den 1980er-Jahren vor allem um das Problem der teilweise nicht ausreichend reflektierten Anwendung von psychologischen Deutungsmustern im beruflichen Kontext verändert. Klientifizierung und Therapeutisierung waren hier die Stichworte. Sowohl aus systemischer Sicht – wie z.B. bei Selvini Pallazoli (1984) – wie auch aus psychoanalytischer Sicht – wie z.B. bei Adrian Gaertner (1995) – wird auf Probleme und Gefahren der vorwiegend psychologischen Deutungen hingewiesen. So problematisiert Selvini Pallazoli in ihrem Buch „Hinter den Kulissen der Organisationen“ jene Machtspiele, die aus psychologischen Deutungen in Organisationen entstehen können bzw. zeigt die strategische und organisationspolitische Bedeutung von psychologischer Diagnose bei Konflikten im Beruf auf (vgl. Pallazoli 1984). Auch Gerhard Leuschner hat im Kontext der Supervisionsausbildung am FIS immer wieder davor gewarnt, der Hybris zu verfallen, dass jeder Therapeut automatisch ein Supervisor sei und den Prozess der Therapeutisierung von beruflichen Konflikten beschrieben. Gaertner (1995) schließlich formulierte die Position, dass gesellschaftliche Fragen psychologisch gedeutet und damit der Gesellschaftskritik entzogen würden als Thema einer ganzen Generation. Mit dem Fortschreiten der Professionalisierung der Supervision sind aus dieser Kritik Suchbewegungen entstanden, die zu methodischen und methodologischen Fragen und Positionen geführt haben – ein Prozess, der erst am Anfang steht. An herausragender Stelle steht dabei die Frage nach einer künftigen sozialwissenschaftlichen Fundierung der Supervision.

Sozialwissenschaftliche Forschung und ihre Bedeutung für die supervisorische Diagnose

Für die Supervision gelegen kommt hier die enorme Entwicklung qualitativer Forschungsmethoden, die vor allem im Bereich der Biografieforschung, der Tiefenhermeneutik, der Techniken der Inhaltsanalyse und schließlich auch der objektiven Hermeneutik stattgefunden haben. An herausgehobener Stelle für das Verstehen von komplizierten Erzählungen und Geschichten steht dabei die Habilitationsschrift von Gabriele Rosenthal (1995), die mit ihrer Wiederentdeckung gestalttheoretischer Betrachtungsweisen und der Fruchtbarmachung dieses Ansatzes für die moderne Sozialwissenschaft zu einem wichtigen Erkenntnisfortschritt im Umgang mit komplexen Erzählungen, Bildern – kurz mit ungeordnetem und assoziativem Material beigetragen hat. Die Arbeit von Rosenthal kann deshalb für Supervisorinnen und Supervisoren empfohlen werden, weil hier der gesamte Prozess des Forschens bis hin zur Empfehlung für die Gesprächsführung dargestellt wird. Zentral beruft sich Rosenthal in ihrer Methodologie auf die Gestalttheoretiker Wertheimer und

Koffka, die bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts den Grundstein für eine Theorie der Wahrnehmung und der gestalthaften Ordnung von Erzählungen legten. Dabei ging z.B. Wertheimer von folgender Auffassung aus: „Es gibt Zusammenhänge, bei denen nicht, was im Ganzen geschieht, sich daraus herleitet, wie die einzelnen Stücke sind und sich zusammensetzen, sondern umgekehrt, wo – im prägnanten Fall – sich das, was an einem Teil dieses Ganzen geschieht, bestimmt von inneren Strukturgesetzen dieses seines Ganzen. (...) Gestalttheorie ist dieses, nichts mehr und nichts weniger.“ (Wertheimer 1927)

Ausgangspunkt einer gestalttheoretischen Betrachtung ist, dass die einzelnen Teile der Erzählung in einem sinnhaften Zusammenhang stehen. Jedes Teil trägt die Logik und Struktur des Gesamten in sich bzw. verweist auf das Ganze. Diese Gesamtgestalt ist auch die zentrale Logik jeder Erzählung, wobei einzelne Teile eine Bedeutung für die Gesamtgestalt haben. Im Sinne struktureller Hermeneutik können zwar einzelne Sequenzen immer wieder analysiert und entworfen werden, eine Rückbeziehung auf die Gesamtgestalt ist jedoch unabdingbar. Nicht nur die Summe der einzelnen Teile, sondern auch ihre Organisiertheit ist für das Verstehen der Erzählung bedeutend. Werden einzelne Teile der Erzählung aus den Zusammenhängen, in denen sie erzählt worden sind, gelöst und isoliert interpretiert, trägt diese Reduktion das Risiko in sich, die Gestalt der Erzählung zu verfehlen. Gestalttheorie ist demnach ein Ansatz, der sich mit der Entstehung von Ordnung im psychischen Geschehen befasst, mit der Wahrnehmung, dem Denken, Fühlen und Verhalten. Ein weiterer zentraler Begriff in einer gestalttheoretischen Perspektive der Interpretation von erzählten Geschichten ist das Noema. Die Dinge werden so genommen, wie sie sich dem Bewusstsein darbieten (Husserl). Diese Perspektivität – wie sich etwas dem Bewusstsein darbietet – bedarf eines Vorentwurfes auf das Ganze der Erzählung. Eine Erzählungssequenz wird in eine Gesamtgestalt integriert, insofern kann jede Erzählung auch als System, als Organisation von Teil und Ganzem verstanden werden. Die Teile einer Erzählung stehen in einer durchgehenden Interdependenz zueinander. Diese Interdependenz kann als Gestaltkohärenz angesehen werden.

Das Erkenntnisinteresse des Erzählers und des Zuhörers

Ob Bilder und Erzählungen, die in der Supervision kommuniziert werden, im objektiven Sinne wahr, sachlich richtig und objektiv angemessen sind, spielt für den gestalttheoretischen Umgang mit erzähltem Material zunächst keine Rolle. Wir befinden uns mit der Gestalttheorie nicht in der Welt der objektiven Tatsachen – nach Karl Raimund Popper die Welt 1, jene Welt, die es allein erlaubt, wissenschaftlich fundierte Aussagen über die Wirklichkeit zu machen. Wir befinden uns mit der gestalttheoretischen Betrachtungsweise in der Welt 2, der Welt des Wahr-

nehmens, Interpretierens und Denkens sowie in der Welt 3, der Welt der sprachlogischen Konstruktionen (vgl. Popper 1986). Im Sinne Poppers ist die Erkenntnis, um die es in diesen Welten geht die subjektive Erkenntnis.

Eine bedeutende Sozialtheorie für dieses theoretische Dach des Subjektivismus ist in diesem Zusammenhang die Phänomenologie – unspezifisch die Lehre von den Erscheinungen. Die Phänomenologie ist seit Edmund Husserl eine Sozialtheorie und Philosophie, die sich mit dem Problem des transzendentalen (überschreitenden) Bewusstseins befasst. Ursprünglich, vor Husserl, galt die Frage der Phänomenologie dem Problem, ob ein Erkenntnisgegenstand auch unabhängig vom erkennenden Subjekt existieren kann.

Das phänomenologische Denken unterscheidet sich vor allem vom empirisch-analytischen Denken; hier liegt die eigentliche wissenschaftstheoretische Spannung. Hypothesen, theoriegestützte Vorentscheidungen in Bezug auf einen Gegenstand werden abgelehnt. Im Sinne der alten griechischen Auffassung von Wissenschaft und Philosophie – z.B. bei Habermas in Technik und Wissenschaft als Ideologie beschrieben – will man kontemplativ zu den Sachen selbst vordringen. Das geschaute Phänomen zeigt sein eigenes Wesen oder seine Idee. Bewusstsein, so Husserl, sei immer Bewusstsein von etwas. Leitmotiv phänomenologischer Forschung ist die Aufklärung des Zusammenhanges von Realität und Sinnhaftigkeit. Hierzu hat Husserl zwischen Noesis (Bewusstseinsakt) und Noema (Bewusstseinsinhalt) unterschieden. Husserl beschreibt die Lebenswelt als transzendental (die Realität überschreitend) und mit positiven empirischen Instrumenten nicht überprüfbar. Er nennt die Lebenswelt schlicht die persönliche Welt, in der ein jeder lebt. Für Husserl hat die Lebenswelt Leitfaden- und Bodenfunktion, d.h. sie steht im Dienst der persönlichen Sinnhaftigkeit. Erzählungen und kommunizierte Bilder sind also zunächst sinnhafte, nicht objektive Informationen aus der persönlichen Lebenswelt. Ihre Sinnhaftigkeit existiert unabhängig vom Wahrheitscharakter bzw. der Logik einer Erzählung, und im Sinne der Gestaltkohärenz verweisen auch solche Bilder, Bruchstücke und Erzählungsteile auf ein sinnhaftes Ganzes, die sich zunächst nicht logisch erschließen lassen bzw. sogar Abwehr bei Zuhörern und Zuhörerinnen auslösen.

Erzählen und Erinnern

Das Erzählen von Geschichten setzt Erinnerungsarbeit voraus, wobei in Bezug auf die Erinnerung zwischen Gestalten, Figuren und Mustern einerseits und Chaos andererseits unterschieden werden kann. Gestaltetes ist wesentlich besser erinnerbar als Ungestaltetes, d.h. dass es sich zumeist erst während der Erzählung zeigt, welche Teile mühelos gestalthaft erinnert und erzählt werden können, wo nach Worten gesucht wird und während des Erzählens eine Gestalt entwickelt wird und was

eben ungestaltet oder chaotisch ist. Die Mühe, für Erlebnisse und Erfahrungen eine Sprache zu finden, etwas in Worte ausdrücken zu können, verweist auf die besondere Produktivität des Erzählens, insofern sind Wiederholungen, eine gewisse Gespanntheit oder auch Abbrüche einer Erzählung kein bedauerlicher Irrtum in einer sonst rationalen Darbietung, sondern verweisen auf den Gesamtzusammenhang der Gestalt. Unstrukturierte, nicht symbolisierte und ungestaltete Erinnerungsspuren verschwinden leichter aus dem Gedächtnis. Auch Bruchstücke unterliegen der Gefahr, im Laufe der Zeit in Vergessenheit zu geraten. Man hat Mühe, sich zu erinnern, erinnert nur Fragmente und kann diese nicht in einen Erzählzusammenhang, also in Geschichten einordnen. Dies Fragmentierte, das, worum man kämpft, welches unter Umständen auch der Abwehr unterliegt, ergänzt die Gestalt einer Erzählung. Jede Erzählung enthält diese Fragmente, Wiederholungen und Risse, die Rosenthal (1995) unter dem Oberbegriff der chaotischen Muster subsumiert. Entsprechend der gestalttheoretischen Grundannahme werden diese chaotischen Muster aber nicht verworfen, sondern in die Interpretation der Gesamterzählung eingefügt.

Folgt man der gestalttheoretischen Annahme eines räumlich und zeitlich orientierten Gedächtnisses, so bedeutet die Schwierigkeit, sich zu erinnern, einen Hinweis auf mangelnde Differenz, denn zur Erinnerung wird Differenz benötigt. Gleichförmigkeit, sture Wiederholung, Nicht-Veränderung lässt auch eine lange Zeitspanne schrumpfen auf ein Bild, auf eine Gestalt, da es den Erinnernden nicht gelingt, einzelne Erlebnisse zu rekonstruieren, die aus der Routine herausragen (Rosenthal 1995, S. 78). Zur Gestaltentwicklung braucht es Zeit und Raum. Neben dem chaotischen Erleben sind weitere Faktoren für Erinnerungs- und Erzählschwierigkeiten zu nennen: mangelnder Wechsel der Umgebung und Routinisierung von Situationen. Erlebe ich bestimmte Situationen immer wieder, fällt es mir schwer, mich an einzelne zu erinnern. Die Erinnerung verdichtet sich hin auf ein Gesamtbild. Routinen unterliegen dem Phänomen der Verdichtung.

Erinnerungen transformieren sich durch Akkomodations- und Assimilationsprozesse, wobei die Transformationen umso deutlicher hervortreten, je öfter Erinnerungen stattfinden. Neue Erfahrungen überdecken alte Erinnerungen und verschütten Spuren. So ist es möglich, dass Erinnerungen bedeutungslos werden. Sie werden vergessen.

Erzählen heißt gleichzeitig, für jemand anderen übersetzen, der zuhört. Erzählt wird immer jemandem, wodurch Erzählen auch gleichzeitig Bewusstwerden bedeutet, stärker als sich erinnern. Im Erzählprozess selbst tauchen Ereignisaspekte und Strukturen sozialer Prozesse auf, welche der Akteur nicht wahrgenommen hat. Es aktualisieren sich ebenfalls Gefühle. Der Erzähler tritt sich in der Erzählung gewissermaßen selbst gegenüber und wird zum Betrachter und Zuhörer seiner eigenen Erzählung. Insofern ist der Erzählprozess durch diese Außenperspektive mehr als der Erinnerungsprozess. Scham- und Peinlichkeitsgefühle können z.B. entste-

hen, und der Erzähler bemüht sich um mehr Objektivität, d. h. er betrachtet seine Geschichte zunehmend von außen.

Zwischenbetrachtung: Zur Bedeutung des gestalttheoretischen Ansatzes für die Supervision

Die bereits vorgestellten Erkenntnisse zum sozialwissenschaftlichen Umgang mit schwierigem erzählten Material legen einen sorgfältigen Umgang auch mit den bruchstückhaften, unverständenen und wenig logischen Erzählsequenzen in der Supervision nahe. Gleichzeitig wird durch die Arbeiten insbesondere von Rosenthal deutlich, dass es im Umgang mit Erzählungen nicht um objektive Erkenntnisse im Sinne einer empirisch-analytischen Wissenschaftsauffassung geht. Zu vermuten ist, dass Erzählungen und Bilder in der Supervision sich vielfach erst nachträglich in eine gestalthafte Ordnung einbinden lassen. Der besondere Wert der Arbeiten von Rosenthal liegt zudem in der Wiederentdeckung der alten Gestalttheorie für eine moderne Methodologie und Begründung in der Supervision. Dass zwischen erzählter und erlebter Lebensgeschichte ein Zusammenhang im Sinne der Gestaltkohärenz bestehen muss, ist dabei von wichtiger Bedeutung. Erzählungen sind entsprechend keine Erfindung der beruflichen und organisationalen Wirklichkeit, sondern wurzeln in realen erlebten Erfahrungen, auch wenn sich dies dem Zuhörer nicht auf Anhieb erschließt.

Methoden des Erzählens stehen vor allem in der Organisationsberatung, aber auch hinsichtlich von Teamentwicklung zunehmend Forschungsmethoden der empirisch-analytischen Wissenschaftsauffassung gegenüber. So hat Stefan Kühl kürzlich ein Methodenbuch zur Organisationsforschung herausgebracht (vgl. Kühl 2003), welches schriftliche Befragungen, soziometrische Verfahren und Beobachtungen in den Kontext der Organisationsforschung und -beratung einbindet. Der Umgang mit „objektiven“ Methoden wird künftig auch für Supervisorinnen und Supervisoren eine Bedeutung haben. Gleichwohl wäre es stark verkürzt, der klassischen Methode in der Supervision, der narrativen, gestaltförmigen Erzählung, ihre bruchstück- und bildhaften oder auch chaotischen Elemente eingeschlossen, nur jeweils subjektiven Charakter zubilligen zu wollen und zwischen objektiven Methoden der Erkenntnis, wie z.B. Fragebögen und Soziometrie, und subjektiven Methoden des Verstehens, wie z.B. narrative Erzählungen, zu werten. Die von Karl Raimund Popper vorgenommene Einteilung in drei Welten, wonach nur die Welt der empirisch messbaren Erkenntnisse als objektiv anerkannt wird und alles andere in den „dunklen Kontinent“ des Subjektiven verschoben wird, lässt sich u. a. auch durch die Erkenntnisfortschritte in den hermeneutischen Methoden so nicht aufrecht erhalten. So macht auch Marianne Addicks (in diesem Band) darauf aufmerksam, dass die chaotischen Teile einer Erzählung zumeist jene sind, die auf

Erfahrungen unter starker innerer Erregung verweisen. Bedingt durch starke innere Erregung werden Erfahrungen dissoziiert und können nicht mehr sprachlich logisch erlebt, noch kommuniziert werden. Die Erfahrungen sind darum aber nicht weniger wahr. Der Umgang mit Erzählungen und Bildern als Material beschäftigt jedoch nicht nur diejenigen Sozialwissenschaftler mit einem klinischen Interesse, zu denen Addicks zu zählen ist, sondern hat lange sozialwissenschaftliche Traditionen, die im Folgenden kurz dargestellt werden sollen. Für die Supervision ist dabei zu berücksichtigen, dass ihre aus der Psychotherapie stammende Tradition der Deutung durch den methodischen Umgang mit Erzählungen sinnvoll ergänzt werden kann. Das Risiko der Deutung in Psychotherapie und auch Supervision ist sicherlich, dass die angebotene Gestalt der Deutung zur Gestalt der Erzählung in der Supervision eine Kohärenz aufweisen muss, sollen Supervisanden und Klienten nicht durch Deutungen verschreckt werden. Die Kohärenz zwischen erzählter und erlebter Erfahrung ist dabei wichtiger Ausgangspunkt und verhindert, dass die Reinterpretationen und Deutungen in der Supervision entweder ins Leere laufen oder als destruktiv und entwertend erfahren werden.

Das Lebensweltkonzept zwischen objektiv und subjektiv

Edmund Husserls (1859–1938) Lebensweltkonzept gilt heute als wichtiges sozialwissenschaftliches Konzept im Rahmen einer phänomenologischen Wissenschaft, wobei es in den Sozialwissenschaften sehr wichtige Beiträge gibt, die als Verobjektivierung des Lebenswelttheorems verstanden werden können. So hat zum einen Alfred Schütz (1899–1959) die Forschungen Husserls zu einer Theorie des Alltags und des alltäglichen Lebens weiter entwickelt. Im Mittelpunkt der Theorie von Schütz steht der Begriff des Milieus als sozialer Schutzraum, der quasi wie ein Filter hin zur Gesellschaft wirkt. Schütz' Theorie wird heute als phänomenologische Sozialtheorie eingestuft. Im Gegensatz zu Husserl, der von einer transzendentalen Lebenswelt ausging, untersucht Schütz empirisch messbare Strukturen der Lebenswelt und diskutiert auf dieser Basis zwei Begriffe, die für seine Forschungen tragend sind: den Begriff des Alltags und den Begriff des Milieus.

Das Handeln des Menschen in seinem Alltag wird dabei von Schütz als weder logisch noch systematisch angesehen – im Gegensatz zur Theorie des Homo oeconomicus, der utilitaristisch handelt und zweckrational, sei das reale lebensweltliche Handeln vor allem sinnhaft. Jede Handlung eines Menschen sei als Ergebnis bisheriger Erfahrungen und Erlebnisse zu verstehen. Die Erfahrungen werden in bewusste oder unbewusste Sinnzusammenhänge geordnet und konfigurieren sich zu einer Erfahrungswelt im Alltag. In seiner theoretischen Arbeit über den sinnhaften Aufbau der sozialen Welt entwirft Schütz eine Struktur der sozialen Wirk-

lichkeit. Durch alltägliche Erfahrung hat sich der Mensch über den gesamten Zeitraum seiner Existenz sinnhafte Zusammenhänge alltäglicher Erfahrungen geschaffen. Diese Erfahrungswelt habe eine räumliche, zeitliche und soziale Struktur. Lebensweltliches Wissen wird nach Schütz auf eine bestimmte Weise organisiert: Alltagserfahrungen werden typisiert und vor dem Hintergrund bereits gemachter Erfahrungen geordnet und bewertet. Erfahrungen werden vor allem hinsichtlich ihrer Glaubwürdigkeit, Vertrautheit, Bestimmtheit und Widerspruchslosigkeit anhand des jeweiligen lebensweltlichen Wissensvorrates geprüft.

Das Lebensweltkonzept in der Supervision

In der Supervision ist der Rückgriff auf das Lebensweltkonzept von Schütz deshalb bedeutend, weil hier Grenzen der Erfahrungen und noch einmal der Erzählungen aufgezeigt werden. Bereits durch Hierarchien entstehen z.B. in Organisationen teilweise sehr unterschiedliche soziale Welten, die sich, wie Klatetzki (1993) bemerkt, voneinander entkoppelt können. Die Berührung der unterschiedlichen Lebenswelten vollzieht sich zumeist konfliktuell, weil die Erfahrungen auf hierarchisch verkürzte, vorgefertigte Deutungsmuster treffen. Ob Erfahrungen, die in unterschiedlichen Lebenswelten wurzeln, vermittelt werden können, hängt zumeist von kommunikativen und reflexiven Räumen in Organisationen ab, z.B. von Supervision. Diese hat den Anspruch, kommunizierend zwischen die vorgefertigten Deutungsmuster zu treten und Personen mit sehr unterschiedlichen Erfahrungen und Lebenswelten miteinander in Beziehung zu bringen. In gewisser Weise steht das Lebensweltkonzept in Spannung zur der von der Supervision bevorzugten Konzeption der sozialen Rolle. Soziale Rollen werden vom Zentrum einer Organisation festgelegt, überprüft und ggf. sanktioniert, d. h. allein durch die Struktur der Organisation als Rollenhandeln werden lebensweltliche Erfahrungen normativ überformt ggf. verkürzt und verändert. Hier bleibt häufig nur der Klatsch, der Witz, die Anekdote in Organisationen, deren Inhalt zumeist die mangelnde Kompetenz des manageriellen Zentrums einer Organisation ist. Organisationserzählungen im Kontext der Anekdote deuten zumeist auf ein starkes Zentrum und/oder einen gewissen Zentrifugaleffekt in Bezug auf das Verhältnis von Zentrum und Peripherie hin.

Kommunikation an zwei Orten – Erzählungen in Organisationen

Die hohe Bedeutung, die Organisationen heute für die Supervision haben, legt nahe, sich mit den Spezifika von Organisationserzählungen und Bildern in Organisationen zum Abschluss dieses Artikels zu befassen. So definiert Klatetzki (1993)

die Kommunikationsprobleme in einem sozialen Dienstleistungsbereich: der Jugendhilfe z.B. als zentral und dezentral. Die Erbringung von Leistungen findet an zwei Orten statt: im manageriellen Zentrum einer Organisation und an ihrer Peripherie. Mit beiden Orten seien jeweils unterschiedliche soziale Praxen des Arbeitens, des Kommunizierens und der alltäglichen Reproduktion verbunden: An den dezentralen Orten, also eng an der Lebenswelt der Klienten, erfolgt die Praxis, und an den zentralen Orten, im Managementbereich, sollen alle Ereignisse und Probleme bei der Gestaltung der Lebenswelten der Klienten besprochen, geplant, reflektiert und interpretiert werden. Dies geschieht auf einer spezifischen Folie von Professionalität, Ökonomie und Qualität. Organisationskulturell ist es nach Klatetzki bedeutend, wie diese beiden Orte miteinander verbunden sind. Das Denken der Organisation bezieht sich dabei auf festgelegte Begriffe und Muster, die standardisiert und bürokratisiert sind und auch so kontrolliert werden. Der zentrale Ort der sozialen Dienstleistung befasst sich dabei immer wieder mit der Entwicklung von Strategien. Dabei wird im manageriellen Zentrum die Lebenswelt der Klienten als eine aus Interessen und Komponenten zusammengesetzte Wirklichkeit betrachtet, die in sich abgeschlossen und isolierbar ist und relativ beliebig miteinander verbunden werden kann.

Demgegenüber berichten aber die Praktiker von einer durchgängigen Andersartigkeit in der Lebenswelt der Patienten und Bewohner. Es sei so, als beträte man immer wieder eine fremde Welt, als überschreite man eine Grenze. Verlässliche Strukturen, die den Qualitätsbegriff und das Handeln der Zentrale prägten, fehlten in den dezentralen Teilen. Die Situation ist offen. Professionelle Maßstäbe und Standards fehlten, routinierte Verhaltensweisen werden immer wieder als Übergriff verstanden und abgelehnt, Grenzen werden teilweise drastisch gezogen, und es muss verhandelt werden. Die Offenheit der Situation im dezentralen Bereich und die Geschlossenheit der Situation in den zentralen Bereichen können wohl als die strukturelle Spannungen schlechthin verstanden werden. Diese Spannung fordert den Professionellen das ab, was die soziologische Theorie der Identität (Krappmann 1974) Rollendistanz, Ambiguitätstoleranz, Empathie und kommunikative Kompetenz nennt.

Wer also dezentral, direkt mit Klienten arbeitet, wird sich immer wieder mit Schamgefühlen, ggf. mit Schuld und Versagensgefühlen auseinandersetzen müssen, die professionelle Rolle verlassen zu haben, sich in die Lebenswelt der Klienten zu sehr eingelassen zu haben, mehr Freund als professioneller Experte geworden zu sein, dem es an der nötigen Abstinenz fehlt. Das technische, expertenhafte Handeln ist in der Lebenswelt so kaum möglich, es sei denn, diese ist durch die Institution völlig präformiert. Gerda Kassakos hat in einer älteren Studie über die Familienfürsorge berichtet (vgl. Kasakos 1988), wie sehr diese Spannung die Professionellen verunsichert, sodass sie in heftigen Aktennotizen und in berufstypischem Klatsch ihre professionelle Distanz wieder zu erlangen versuchen, indem

sie ihr Klientel aus der Perspektive der „zentralen Orte“ beurteilen. Es ist Klatetzki's Anliegen, diese kommunikativen Pathologien in den von ihm untersuchten Bereichen der Jugendhilfe durch eine einfühlerendere Kommunikation verändern zu wollen.

Aus einer großgruppendynamischen und gruppenanalytischen Sichtweise diskutieren Rudnitzki/Voll (1989) das Phänomen des Kommunikationsverlustes vor allem in Großorganisationen. Rudnitzki/Voll sprechen von einem Aphasiephänomen, welches zum einen seine Ursache in der Institution als Ganzes hat, zum anderen aber ebenfalls seine Ursache in der jeweiligen Kultur einer Organisation hat. Als Faktoren für die Aphasie nennen sie vor allem bürokratische oder durch Bürokratie verursachte Phänomene: hohe Komplexität durch Großorganisationsstrukturen und eine Fülle von unterschiedlichen Abteilungen, deutlich ausgeprägte horizontale und vertikale Arbeitsteilung, Erschöpfung und Überforderung bei denjenigen, die klientenbezogen arbeiten durch mangelnde Anerkennung der Peripherie und eine einseitig wirtschaftliche Deutung des professionellen Handelns. Rudnitzki/Voll zeigen zum einen das Problem der horizontalen und vertikalen Arbeitsteilung auf, welches in Spezialisierungen und Professionalisierung mündet. Damit einher gehen Differenzierungen in bescheidene, in semi-professionelle und professionelle Berufe, die unterschiedliche Sichtweisen und Klientenbilder kultivieren. Fehlen kommunikative Brücken, verschärft sich das Risiko von Kämpfen. Von Erschöpfung als Grund für Aphasie sprechen die Autoren, wenn die Notwendigkeit von Pausen und Urlauben dem Management aus dem Blick gerät und im Sinne einer mitmenschlichen und allgemeinen Bringschuld, die Professionelle gegenüber ihren Klienten fühlen, Mehrarbeit und Zusatzdienste vom Management vorordnet würden. Überforderungsaphasie tritt dann auf, wenn in den Institutionen nicht ausreichend Wissen vorhanden ist, um die Probleme der Klienten zu verstehen.

Fazit:

Fasst man die bisherigen Theorien unter der Problematik der Supervision zusammen, so ergeben sich bis hierher zwei Brechungen des Erzählens und des Verstehens. Die erste Brechung bezieht sich auf die beschriebene Problematik zwischen Erleben und Erzählen beim Sprecher selbst. Die leitende Einsicht der Gestalttheorie, dass Erleben und Erzählung eine gestaltliche Kohärenz aufweisen, bedeutet zunächst, dass auch das chaotische Material einer Erzählung, also Bilder, Fragmente und scheinbar Zusammenhangloses in die Ordnung der Gestalt einer Erzählung gehört. Noch einmal wichtig wird diese Perspektive der Gestalttheorie durch die von Addicks in diesem Band aus dem Bereich der Traumaforschung beschriebene Tatsache, dass vor allem die starke psychische Erregung in traumatischen Situationen sprachliche Dissoziation zur Folge hat. Eine zweite Perspektive im Um-

gang mit Bildern und Erzählungen in der Supervision ergibt sich aus der Struktur der sozialen Welt und ihrer Beziehung zur Lebenswelt. Die Strukturen der sozialen Welt führen in der Lebenswelt zu Brechungen. Die Leitfaden- und Bodenfunktion der Lebenswelt impliziert zudem eine gewisse Geschlossenheit gegenüber der sozialen Welt. Vor allem in der Supervision in Organisationen präsentiert sich die Lebenswelt als sperriges Wissen. Mit dem Modell der zwei Orte in Organisationen zeigt Klatetzki (1993) auf, dass die Leistung einer Organisation von zwei Orten gleichermaßen abhängt – vom Zentrum und von der Peripherie. Eine einseitige Festlegung auf den Ort des Zentrums, wie es z. B. das Coaching nahe legt, vernachlässigt die Erfahrung der Peripherie einer Organisation, was auf Dauer zu pathologischen Phänomenen in der Organisation beiträgt, die analog zur Dissoziation verstanden werden können, auch wenn ihre Mechanismen andere sind.

Literatur

- Gaertner, A. (1995): Gruppensupervision. Tübingen.
 Kassakos, G. (1988): Familienfürsorge zwischen Beratung und Zwang. Weinheim.
 Klatetzki, Th. (1993): Wissen, was man tut. Bielefeld.
 Krappmann, L. (1974): Soziologische Dimensionen der Identität. Frankfurt am Main.
 Kühl, S. (2003): Methoden der Organisationsforschung. Reinbek bei Hamburg.
 Popper, K.-R. (1986): Objektive Erkenntnis. Hamburg.
 Rosenthal, G. (1995): Erzählte und erlebte Lebensgeschichte. Frankfurt am Main.
 Rudnitzki, G./Voll, R. (1991): Institution als Tagesveranstaltung. In: Gruppensupervision und Gruppendynamik Nr. 27, S. 141–152.
 Selvini-Pallazoli, M. u. a. (1984): Hinter den Kulissen der Organisationen. Stuttgart.
 Wertheimer, M. (1927): Über Gestalttheorie. In: <http://gestalttheory.net/gta/Dokumente/gestalttheorie.html> (25.1.2008).

Anschrift der Verfasserin: Prof. Dr. Katharina Gröning, Freiligrath Straße 10, 44791 Bochum.

Cornelia Hoffmann

Die „fliegende Meise“ – Psychoanalytische Gruppentheorie und ihre Bedeutung für das Verstehen von Angstsituationen

Zusammenfassung: Im Mittelpunkt des Artikels steht eine psychologische und soziologische gruppentheoretische Erläuterung nach Bion und Foulkes im Bezug zum affektiven Leben in einer Auffangklasse. Die dreizehn SchülerInnen der Auffangklasse verhindern durch dauernde Störungen den Unterricht, d.h., die Kultivierung einer Arbeitsebene. Die Störungen wurden von mir als Beobachtende assoziativ mit dem Bild der „fliegenden Meise“ verbunden. Diesem Bild soll gruppenanalytisch nachgegangen werden, da ich die teilweise chaotische Gruppendynamik im Unterricht verstehen will.

In meiner Forschungszeit im Verein BAJ in Bielefeld zum Thema „Disziplinschwierigkeiten in der Schule“ kamen mir viele Bilder in den Sinn. Die SchülerInnen, die sich aufgrund vielfältiger Schulverweise und negativer Schulerfahrungen in der Auffangklasse befanden, wirken auf mich wie „wilde“, „ungebändigte“ „junge Hunde“. Während des Beobachtungszeitpunktes waren die SchülerInnen für mich die „wilden Dreizehn“ und damit „Räuber“, die sich darin verstanden, ihren Lehrern und Lehrerinnen den roten Unterrichtsfaden immer wieder aufs Neue „zu rauben“. Ich möchte im Folgenden einen Einblick in das affektive Leben der Auffangklasse geben. Dazu dient eine Unterrichtsstunde, die sich aus mehreren Unterrichtseinheiten zusammensetzt und jeden einzelnen Schüler in seiner spezifischen Art und Weise, wie er den Unterricht stört, darstellt. Die Störungen kamen im Sekundentakt und wurden von mir mit einer „fliegenden Meise“ assoziiert, mit deren Hilfe die Schüler es schafften, den Unterricht zu stören. Die „Meise“ zog ihre Kreise, bekam in manchen Stunden sogar „Babys“ und pickste immer wieder den einen oder anderen Schüler. Flog diese „Meise“ erst einmal, war sie kaum zu bremsen. Wie es zum „Fliegen dieser Meise“ kommt, werde ich anhand des Gruppenentwicklungsmodells von Bion und der Gruppenanalyse von Foulkes erläutern. In der psychologischen und soziologischen Gruppentheorie werden affektive Belastungen und innerpsychische Aufladungen sowie das Phänomen starker Angstreaktionen, wie sie in Gruppen häufig auftreten, am besten beschrieben.

Kasuistik

Der Unterricht beginnt bei den „wilden Dreizehn“ um sieben Uhr fünfzehn. Vor dem Klassenraum sitzen an diesem Schultag drei Schüler: Dustin, David und

Sven. Die Lehrerin begrüßt die drei und schließt den Klassenraum auf. Die Schüler setzen sich auf ihre Plätze, die Lehrerin trägt ins digitale Klassenbuch ein. Dustin erzählt der Lehrerin, dass er heute früher gehen müsse. Auf die Frage warum, antwortet er: „Weil das so ist, Mann!“ David und Sven grinsen. Um sieben Uhr zwanzig kommt Burhan mit mürrischem Gesicht in den Klassenraum und setzt sich grußlos an seinen Platz. Er zieht die Kapuze über seinen Kopf und legt diesen auf den Tisch. Nach einer Minute kommt Bastian lächelnd und kurz darauf Nadine grüßend in den Klassenraum.

Es ist inzwischen sieben Uhr dreißig, die Lehrerin möchte mit dem Unterricht beginnen und sagt den Schülern, worum es heute geht. Sofort fragt Bastian: „Kann ich heute in den Stützunterricht kommen? Ich hab so oft gefehlt!“ Die Lehrerin antwortet: „Warum haben Sie denn gefehlt?“ Bastian: „Weil ich krank war.“ Nadine schwärmt von Ikea und Bastian stimmt ihr zu, indem er sagt, dass es dort schöne Betten gäbe. Die Lehrerin hört lächelnd zu und nickt, mit dem Unterricht konnte sie bisher nicht beginnen. Dustin redet in die Klasse hinein, dass man heute gar keine Englischarbeit schreiben könne, weil zu wenig Schüler da seien. Bastian: „Es kommen bestimmt noch welche.“ Dustin: „Dan kommt bestimmt noch und Diego auch.“ Bastian sagt, dass man das bei Diego nie genau wisse, und Nadine dreht sich zu Bastian um und sagt: „Stimmt, der hängt vielleicht schon wieder herum und feiert.“ Die Zwischengespräche werden von der Lehrerin unterbrochen mit den Worten: „So, jetzt mal ruhig.“ Der Unterricht beginnt.

Ein Handy klingelt und die Lehrerin bittet die Schüler, ihre Handys auszumachen mit den Worten: „Das wissen Sie doch alle, dass Handys im Unterricht nicht erlaubt sind.“ Dustin hat seinen Kopfhörer im Ohr und wippt im Takt dazu. Er dreht sich zu Burhan um und sagt: „Mach’ mal dein Handy an, ich schick’ dir was.“ Bastian diskutiert mit der Lehrerin, ob er in den Stützunterricht darf. Burhan guckt aus dem Fenster und dann auf sein Handy. Ferah kommt Kaugummi kaudend in den Unterricht und entschuldigt sich, sie erzählt von ihrem hektischen Morgen. Die Lehrerin hat Verständnis und hört ihr zu. Jana kommt und setzt sich, nickt der Lehrerin zu und fragt sofort, wo denn Kiana sei. Die Lehrerin antwortet ihr, dass sie es auch nicht wisse und trägt Jana im Klassenbuch ein. Jana ruft der Lehrerin zu: „Aber bitte pünktlich, ja!“ Aziz schreitet in die Klasse, ganz langsam und fragt, warum es so laut sei, setzt sich aber nicht auf seinen Platz, sondern geht zu Jana und fragt sie, wie es ihr gehe. Jana fragt die Lehrerin, ob es keine „Pullerpause“ gäbe. Die anderen rufen laut und durcheinander: „Ja, Frau X., bitte, wir brauchen eine Pause.“ Oder sie fragen, ob sie auf die Toilette dürfen, spazieren gehen, rauchen. Alle reden und keiner hört der Lehrerin zu. Die Lehrerin stellt eine unterrichtsbezogene Frage. Keiner antwortet. Die Lehrerin geht zu einzelnen Schülern und fordert sie auf zu arbeiten. Die Schüler, bei denen die Lehrerin steht, arbeiten. Aziz schläft. Ferah liegt mit ihrem Kopf müde auf dem Tisch. Jana guckt auf ihr Handy. Es klopft und Michail kommt zum Unterricht. Er lächelt alle an, begrüßt

einige Schüler mit Handschlag und entschuldigt sich freundlich bei der Lehrerin für sein zu spätes Kommen; er sei krank und bliebe auch nur bis zwölf, dann habe er einen wichtigen Termin. Kurz darauf kommt auch Diego. Er setzt sich neben Bastian und erzählt vom Wochenende. Beide unterhalten sich und wippen auf ihren Stühlen. Diego fragt die Lehrerin, wie lange die Ärzte heute auf hätten, er müsse sich dringend krank schreiben lassen. Die Lehrerin geht zu Diego und fragt ihn, was los sei. Müde erscheint Kiana, Jana freut sich und zeigt ihr etwas auf ihrem Handy. Die Lehrerin ermahnt Jana, die sie verwundert ansieht und völlig erstaunt fragt: „Welches Handy? Hab’ ich hier ein Handy?“ Die Lehrerin geht zu Jana und Kiana, bittet Jana, das Handy wegzupacken und erklärt beiden, was zu tun sei.

Aziz ist empört über die Ungerechtigkeit, dass Jana nicht das Handy weggenommen wird, bei ihm würde das immer anders sein. Er ruft laut in die Klasse: „Ich fühle mich diskriminiert.“ Während sich Aziz beschwert, ertönt Musik aus einem der Handys, alle gucken sich suchend um. Michail unterhält sich über Tische hinweg mit Burhan über Autos, die auf der Straße stehen. Dustin zeigt David einen Zettel. Beide lachen laut. Aziz fragt die Lehrerin, ob sie Witze kenne und erzählt gleich einen. Die anderen drehen sich zu ihm um und kommentieren den Witz, erzählen selber andere. Es klopft leise und Dan kommt. Er holt sich seine Mappe aus dem Klassenschrank und setzt sich. David kommentiert sein Kommen: „Da ist er ja, der Gigolo.“ Dan reagiert nicht, setzt sich auf seinen Platz und holt seine Arbeitsmaterialien aus der Mappe; seine Jacke und seine Mütze behält er an. Aziz steht auf und geht zur Tafel. Die Lehrerin fragt ihn, ob er die Antwort an die Tafel schreiben möchte und er sagt: „Darf ich?“ Er schreibt und malt gleichzeitig Galgenmännchen an die Tafel und unterhält die ganze Klasse. Die Lehrerin fragt Sven nach der Antwort, Ferah antwortet stattdessen. Die Lehrerin fragt kurze Zeit später wieder Sven nach einer Lösung und Ferah antwortet wieder, diesmal zeitgleich mit Dan. Sven grinst nur und schüttelt den Kopf. Die Lehrerin fragt, ob hier alle Sven hießen und bittet alle, still zu sein. Sie stellt noch einmal die Frage an Sven und er antwortet auf die inzwischen schon zweimal gestellte Frage. Michail fragt die Lehrerin, warum sie überhaupt frage, sie wisse doch eh alles. Alle lachen. Durch die Klassenzimmertür guckt ein Schüler aus einer anderen Klasse, Burhan steht auf und geht zur Tür. Er öffnet sie und redet mit dem anderen. Die Lehrerin bittet ihn, sich sofort zu setzen, er könne sonst gleich in den Nachdenkraum gehen. Burhan reagiert: „Was denn, ich setz’ mich ja schon hin.“ Diego fragt, ob er zur Toilette dürfe. Dustin, Michail und Bastian sagen zeitgleich, dass sie auch zur Toilette müssen. Diego bekommt die Zustimmung der Lehrerin und geht. Jana kommentiert sein Verlassen der Klasse: „Der geht eh nur rauchen.“ Aziz sitzt nicht mehr auf seinem Platz, er ist auf dem Weg von der Tafel zu seinem Platz vom Weg abgekommen und hat sich einen freien Platz neben Burhan ausgesucht, um mit Bastian und Diego zu reden. Kiana gibt Jana ein Kaugummi. Beide kauen Kaugummi.

Alle reden durcheinander. Diego kommt von der Toilette und Dustin und Mi-

chail stehen sofort auf, um auch gehen zu können. Sven guckt auf die Uhr und zieht seine Jacke an. Dustin ruft laut: „Pause!“ Alle Schüler stürzen aus der Klasse.

Die Gruppentheorie von Bion

Zu den bedeutendsten Gruppentheoretikern und Gruppentherapeuten gehört bis heute der britische Psychiater Wilfred R. Bion (1897–1979). Er war ein Schüler von Melanie Klein und entwickelte die Kleinianische Psychoanalyse mit eigenen theoretischen Konzepten weiter. Kern seiner Gruppentheorie ist die aus der Psychoanalyse gewonnene analytische Methode, die er auf Gruppen überträgt. Er teilt mit Melanie Klein die Vorstellung, „dass Gruppenerlebnisse bei erwachsenen Individuen die frühen psychotischen Ängste reaktivieren können, die sie in ihren kindlichen Beziehungen zur Mutter und zu anderen Bezugspersonen in ihrem Kindheitsmilieu erlebten“ (Lawrenz, a. a. O., S. 662; vgl. Klein 1963; Schütz 1989, S. 56). Bions theoretische Auseinandersetzung hat ebenso Bezug zu Freuds Gruppenkonzepten (1921). Er stimmt mit Freud darin überein, dass die Individualpsychologie und Gruppenpsychologie nicht voneinander getrennt werden können, da das Individuum selbst eine Funktion der Beziehung zwischen einer Person und einer anderen ist (vgl. Heigl-Evers 1972, S. 42). Demzufolge definiert Bion das Individuum als ein Gruppenwesen. „Bion betrachtet die Gruppe als personähnliche Ganzheit, als Quasi-Person, die wie jedes menschliche Individuum auf verschiedenen Ebenen erlebt und handelt. Er postuliert eine Art Gruppenmentalität, die – so seine Hypothese – wesentlich davon geprägt ist, dass die Gruppe auf einer unbewussten („protomentalen“) Ebene handelt“ (Schütz 1989, S. 56).

Dies wiederum hat zur Konsequenz, dass Bion die emotionalen Determinanten der Gruppenprozessentwicklung in seine theoretischen Grundannahmen integriert und er Faktoren, die sich dem rein rationalen Verständnis entziehen, berücksichtigt (vgl. Schütz 1989, S. 55). Der Gruppenprozess besteht aus zwei voneinander zu unterscheidenden, jedoch interdependenten Ebenen:

1. der Ebene der Arbeitsgruppe (work group),
2. der Ebene der Grundeinstellungsgruppe (basic assumption group).

Die Ebene der Arbeitsgruppe (work group) wird folgendermaßen definiert (vgl. Heigl-Evers 1972, Schütz 1989, Luft 1989): Die Aktivitäten der Arbeitsgruppe beziehen sich auf eine bewusste, realitätsbezogene, rationale und sachorientierte Dimension im Gruppenprozess. Das heißt, es geht in erster Linie um eine Aufgabenlösung innerhalb des Gruppenlebens. Die Arbeitsgruppe steht in Berührung mit der Realität, die einzelnen Gruppenmitglieder fühlen sich aufgrund geteilter Ziele in den Gruppenprozess integriert. Die Arbeitsgruppe ist dadurch charakterisiert, dass sie Aktivitäten im Sinne einer freiwilligen Kooperation der Gruppenmitglieder einschließt. Ein zentrales Merkmal dieses Interaktionsaspektes ist der direkte

Bezug zur objektiven Wirklichkeit, daher sind regressiv Phänomene selten bzw. nicht zu beobachten (vgl. Schütz 1989, S. 57).

Zur Ebene der Grundeinstellungsgruppe: Mögliche regressiv Zustände von im Prozess ihrer Entwicklung befindlichen Gruppe bezeichnet Bion als „Grundannahmen“ (basic assumption). Bions Theorie zufolge wird die Arbeitskultur in Gruppen von mächtigen Affekten gestört, abgelenkt und gelegentlich auch gefördert, die durch andere seelische Aktivitäten bedingt sind und mächtigen Gefühlen entstammen. Diese Aktivitäten führen zu einer gewissen Kohäsion der Gruppe, wenn sie bestimmten Grundannahmen entspringen, die alle Gruppenmitglieder teilen. Dieses Phänomen beschreibt Bion als Valenz (valency), als die Fähigkeit des Individuums, sich spontan und unwillkürlich mit einem anderen Individuum oder mit mehreren auf der Ebene der Grundannahmen zu verbinden und entsprechend miteinander zu agieren (vgl. Heigl-Evers 1972, S. 39). Auf der Ebene der Grundeinstellungsgruppe (basic assumption group) identifiziert Bion drei Arten von Grundannahmen:

1. die der Abhängigkeit („dependency“),
2. die von Kampf-und-Flucht („fight-flight“) und
3. die der Paarbildung („pairing“).

Die erste Ebene der Abhängigkeit (dependency) ist eine Grundannahme, die typischerweise darin besteht, dass eine Gruppe die Unterstützung eines Gruppenleiters sucht, den sie stärker als sich selbst empfindet und von dem sie Unterstützung und Zuwendung erwartet (vgl. Luft 1989, S. 34). Die Grundannahme des einzelnen Gruppenmitgliedes ist die des „Passiv-Versorgtwerdens“; hier kann eine erste entwicklungspsychologische Parallele gezogen werden. „Die entwicklungspsychologische Parallele dieser Grundannahme ist das Stadium der frühesten Kindheit, die präödiapale Zeit (vgl. Erikson 1979, S. 55 ff.), in der das Kleinkind auf die enge Beziehung zu einem Erwachsenen angewiesen ist, dem es sich ausgeliefert fühlt und den es in seiner Fantasie mit Allmacht ausstattet. (...) Bleibt ihm diese Zuwendung versagt, kann das Kind in seiner primären Hilflosigkeit allenfalls mit ohnmächtiger Wut reagieren“ (Schütz 1989, S. 58).

Die zweite Ebene der Grundannahmen wird als Kampf-und-Flucht-Verhalten charakterisiert. Es handelt sich dabei um unterschiedliche Arten, wie Gruppenmitglieder während der Arbeit kämpfen. Das kann ein subtiler, verborgener oder ein offener aggressiver Kampf sein. „Mit ‚Flucht‘ werden die vielen verschiedenen Möglichkeiten bezeichnet, die die Gruppe findet, vor der Aufgabe auszuweichen oder davonzulaufen, für die sie organisiert worden ist“ (Luft 1989, S. 33/34). Nach Bions Beobachtungen kann ein Konflikt an die Stelle der Gruppenarbeit treten; und zwar aufgrund unvermeidlicher Unterschiede emotionaler Bedürfnisse, welche primärprozesshafte Züge tragen. Das heißt, der Konflikt ist rational zunächst nicht erklärbar und steht in keinem sichtbaren Verhältnis zur tatsächlichen Bedrohlichkeit der Situation oder des Objektes (vgl. Schütz 1989, S. 59). In diesem

Fall agiert die Gruppe feindselig gegenüber dem Gruppenleiter und ist gegenüber verbaler Kommunikation und Verstehensversuche entsprechend unzugänglich. Dementsprechend kann es zu regressiven, aggressiven und destruktiven Verhaltensweisen innerhalb des Gruppenprozesses kommen.

„Die gesamte Gruppe oder einzelne Mitglieder der Gruppe versuchen, sich der gestellten Aufgabe durch Flucht zu entziehen. Die Gruppe wird physisch (durch Hinausgehen, Heimfahren) oder psychisch (durch innere Emigration) verlassen, die Problematik der Situation wird verneint, man entzieht sich auf ein anderes Thema oder in abweichendes Verhalten, ohne zu versuchen, mit der unangenehmen Befindlichkeit fertig zu werden oder sie zu ändern“ (Antons 1976, S. 214). Dieses von Bion beobachtete Muster ist neben der Annahme der „Abhängigkeit“ die zweite Ausprägung einer präödiapalen Gruppensituation, d. h. auch hier ist eine entwicklungspsychologische Parallele erkennbar. „Sie entspricht dem frühkindlichen Trotz der analen Phase (vgl. Heigl-Evers 1979, S. 818) und den ersten Rückzugsbedürfnissen und -fantasien, die mit diesem Entwicklungsschritt verbunden sind“ (Schütz, 1989, S. 59).

Die dritte Ebene, die der Paarbildung, entspricht einer reiferen Grundannahme, welche verbunden ist mit positiven Emotionen wie Zuneigung, Zugehörigkeit, Interesse und Zuwendung. Bion geht davon aus, dass die Paarbildung Hoffnung und Zukunftsaussichten ermöglicht und dem Schutz vor Ängsten und destruktiven Gefühlen dient. Die Gruppenmitglieder fördern sich gegenseitig, unterstützen sich und suchen nach Wegen der Kooperation und Kompromissbildung. „Pendant ist die ödiapale Situation im Entwicklungsweg des Kindes. Dem Zusammenschluss der Gleichaltrigen – der unbewusst auch die Verleugnung von Rivalität bedeuten kann und möglicherweise eine unbestimmte Angst vor dem Gruppenleiter ausdrückt – entspricht die Phase der Bindung an den gegengeschlechtlichen Elternteil in der Psychogenese des Individuums, die ödiapale [es handelt sich hierbei um die negative Form der ödiapalen Phase] „Paarbildung“, z. B. mit der Mutter gegen den Vater, deren Bewältigung nach psychoanalytischem Verständnis „eine grundlegende Rolle in der Strukturierung der Persönlichkeit und der Ausrichtung des sexuellen Wunsches im Menschen spielt“ (Laplanche/Pontails, a. a. O., 2. Band, S. 315; Schütz 1989, S. 60). Zu den Eigenschaften der Grundannahmen gehört, dass sie ohne Zeitgefühl sind, d. h. alle Aktivitäten, die ein Gewahrwerden zeitlicher Abläufe integrieren, werden vernachlässigt. „Wenn im Kontext einer Grundeinstellungsgruppe die Dimension der Zeit in Erscheinung tritt, so wird dadurch Angst und das Gefühl des Verfolgtwerdens ausgelöst“ (Heigl-Evers 1972, S. 40).

Ein weiteres bedeutendes Merkmal der Grundannahmen ist, dass sie relativ entwicklungsresistent sind; dies hat zur Konsequenz, dass z. B. eine Gruppe über einen längeren Zeitraum hinweg in derselben Grundannahme agiert und Veränderungen nur minimal zulässt. „Wenn eine Gruppe Entwicklung fürchtet, so bietet sich dafür als einfachstes angstabwehrendes Mittel an, sich durch eine Grundein-

stellungs-Mentalität überwältigen zu lassen und sich so jener Form seelischen Lebens anzunähern, bei der die Fähigkeit zur Entwicklung nicht gefragt ist“ (Heigl-Evers 1972, S. 40).

Arbeitsgruppe und Grundeinstellungsgruppe bestehen in jeder Gruppe gleichzeitig nebeneinander, und es ist jeweils lediglich eine Grundannahme wirksam. Die Arbeitsgruppe wird bedroht durch die Dominanz einer Grundannahme, insbesondere „Leiterabhängigkeit“ und „Kampf-und-Flucht-Verhalten“.

Mit seiner Analyse der Grundannahmen hat sich Bion insbesondere mit Angstphänomenen in Gruppen befasst, welche nicht nur charakteristisch für klinische Gruppen sind, sondern übertragbar sind auf jegliche Gruppen, in denen Realängste oder unbewusste Ängste das Erleben der Gruppenmitglieder nachhaltig determinieren (vgl. Bion 1961, S. 89ff.).

Es gehört zum Phänomen der Gruppen, dass diese ihre Ängste mit dem Gruppenleiter aushandeln und reinszenieren. Demzufolge sind die Gegenübertragungsfühle des Leiters ein entscheidender Schlüssel zum Verständnis der jeweiligen Grundannahme. Die Gefühle, die innerhalb der Grundannahme vorherrschen, weisen ähnliche Züge auf. Wut und Hass finden sich demnach sowohl in der Grundannahme der „Abhängigkeit“ als auch in der von „Kampf-und-Flucht“. Die Tatsache, dass die Grundeinstellungen ähnliche Züge aufweisen, veranlasste Bion zu der Annahme, dass es sich dabei nicht um fundamentale originäre Phänomene handelt, sondern um Reaktionen auf andere tatsächlich primäre Zustände. Die von Melanie Klein beschriebenen frühen Fantasien des Kindes, der Mutter-Kind-Dyade, kommen in der Gruppe als Grundeinstellung zum Zuge. Ein weiterer Schlüssel zum Verständnis der jeweiligen Grundannahmen sind Bions Erklärungen, wie es zu einer Intensivierung der Emotionen innerhalb der Gruppe kommt. „Wenn eine Gruppe nicht im Sinne der Arbeitsgruppe ein ausreichendes Maß an Organisation und Struktur entwickelt, dann drängt sich mit einer der Grundeinstellungen zunächst Angst vor dieser Grundeinstellung auf, die sich ausdrückt in einer Unterdrückung von Emotionen, da Emotionen ein wesentlicher Bestandteil der Grundeinstellungen sind. Die so entstehende Spannung erscheint dem Individuum als eine Intensivierung von Emotion. Der Mangel an Struktur fördert die störende Wirkung der Grundeinstellungsgruppe“ (Heigl-Evers 1972, S. 44). Die intellektuelle Aktivität nimmt in einer solchen Gruppe rapide ab bzw. ist letztlich nur begrenzt oder gar nicht mehr möglich. Um die intellektuelle Aktivität in der Grundeinstellungsgruppe zu fördern, ist es von Bedeutung, dass Emotionen registriert werden, anstatt davor auszuweichen. „Unterdrückte Gefühle beim einzelnen und bei der Gesamtheit würden anschwellen, bis sie durchbrechen und geäußert werden. Dadurch erlangen die Emotionen in einer Gruppe oft eine hohe Intensität“ (Heigl-Evers 1972, S. 44).

Die Grundannahmen können als gruppenspezifische Abwehrformen verstanden werden, die dadurch gekennzeichnet sind, dass sie regressive und destruktive

Verhaltensweisen der Gruppenmitglieder hervorrufen, um die mit Angst und Schuldgefühl verbundenen Affekte auszublenden.

Die Gruppentheorie von Foulkes

S.H. Foulkes, eigentlich Sigmund Heinrich Fuchs (1898–1976) – ein deutscher Psychiater und Psychoanalytiker, der 1933 aufgrund seiner jüdischen Herkunft nach Großbritannien emigrierte – ist neben Wilfred R. Bion der maßgebliche Begründer der Gruppenpsychotherapie. Foulkes Denken ist sowohl von der Psychoanalyse, der Gestaltpsychologie als auch der Soziologie beeinflusst. Für die theoretische Entwicklung der Gruppenanalyse ist seine enge Freundschaft zu Norbert Elias entscheidend, weitere wichtige Einflüsse gehen von den Psychoanalytikern E.J. Anthony, T. Burrow, Wilfred Bion und seinem Lehrer, dem Neurologen Kurt Goldstein, aus (vgl. Blomert 1989, S. 47). Sein Konzept der Gruppenanalyse dient der Erforschung von Gruppenprozessen. Er versteht die Gruppe primär als Abbild der Gesellschaft, ihrer Besonderheiten, ihrer Widersprüche und ihrer Konflikte. Die psychischen Störungen des Einzelnen versteht er als Ergebnis fehlgeschlagener sozialer und zwischenmenschlicher Austauschprozesse. „Foulkes umreißt sein Grundkonzept von der Gruppe in folgender Weise: Psychische Störungen wurzeln in einer Störung der Kommunikation des Individuums mit den anderen, in seiner Entfremdung von der Gemeinschaft (community). Diese Kommunikationsstörung ist ein Niederschlag internalisierter frühkindlicher Konflikte mit den Eltern und indirekt mit den Tabus der Gesellschaft“ (Heigl-Evers 1972, S. 33).

Nach diesem Verständnis sind psychische Störungen des Einzelnen nur im Kontext seiner sozialen Entwicklung und Umgebung verständlich. „Foulkes vertritt die Ansicht, dass jedes Ereignis in der (therapeutischen) Gruppe auch auf dem Hintergrund des Netzwerkes der gesamten Kommunikation und Interaktion, in dem eine Person sich befindet, zu verstehen ist“ (Heigl-Evers 1972, S. 34). Er betrachtet demnach die Gruppe als ein Netzwerk von sozialen Beziehungen, in dem das Individuum eine Art Knotenpunkt darstellt. Die Gruppenmitglieder werden innerhalb ihrer Wechselbeziehungen zueinander begriffen. In der gruppenanalytischen Theorie wird der Einzelne nicht als letzte Einheit verstanden, sondern die Gruppe aus dem Individuum heraus erklärt. Das Individuum wird, mit anderen Worten ausgedrückt, nicht als ein geschlossenes, sondern vielmehr als ein offenes System betrachtet (vgl. Foulkes 1992, S. 174). In diesem Zusammenhang spricht Foulkes, als Basis seiner theoretischen Überlegungen, von der „Matrix“ der Gruppe: „Die psychische Matrix der Gruppe als Ganzes, in welcher sich alle intrapsychischen Prozesse abspielen“ (Foulkes 1992, S. 9). Seiner Ansicht nach ist die „Matrix“ das hypothetische Gewebe von Kommunikation und Beziehung in einer gegebenen Gruppe (vgl. Foulkes 1992, S. 33).

Foulkes hat sich dabei auf die enorme Komplexität der Prozesse, Aktionen und Interaktionen zwischen den Gruppenmitgliedern bezogen, die auf verschiedenen Ebenen des Bewusstseins stattfinden. Die Matrix stellt für Foulkes das Medium dar, das die Gruppe zusammenhält. In gewisser Weise entspricht die Matrix einem „Gruppengeist“, wodurch die verschiedenen gruppalen Kommunikationsprozesse Bedeutung erhalten (vgl. Spero 1992, S. 21).

Foulkes stellt ein dreidimensionales Modell der Gruppe zur Verfügung: „Zum einen beruhend auf der Psychodynamik des Individuums, zum anderen resultierend aus den sozialen Unterschieden und zum Dritten bestehend aus Gruppeninteraktionen auf verschiedenen Ebenen des Bewusstseins. Er unterscheidet außerdem zwischen drei Matrix-Konstellationen, die alle miteinander in Beziehung stehen:

1. Die individuelle Matrix entspricht der intrapsychischen Natur des individuellen Geistes und seiner genetischen Bestimmtheit.
2. Die Grundlagenmatrix setzt sich zusammen aus den kulturellen, ethischen und linguistischen Mustern, den Glaubensorientierungen und Mythen, von dem jedes Individuum geleitet wird. Hier lassen sich Ähnlichkeiten und Unterschiede zuordnen, die auf den bewussten, vorbewussten und unbewussten Ebenen begründet sind.
3. Die dynamische Matrix besteht aus sich ständig verändernden Elementen, wie sie in einer Gruppe aus dem intensiven interpersonalen Austausch, großer Vertrautheit und den dort stattfindenden transpersonalen Prozessen resultieren (Foulkes 1973)“ (Spero 1992, S. 21/22).

Die besondere Bedeutung der Gruppenmatrix liegt darin begründet, dass sie zwei Perspektiven vereint: die Perspektive der Gruppe als Netzwerk von Einzelnen und die Perspektive der Gruppe als Ganzes. Diese Perspektiven ermöglichen einen multiplen Blick auf Gruppenprozesse, in deren Mittelpunkt die Aufmerksamkeit auf unbewusste Prozesse gelenkt wird. „Diese Anschauung stellt ein Axiom auf, alles, was in der Gruppe vor sich geht, als etwas zu betrachten, was nicht nur jedes einzelne Mitglied, sondern ebenso die Gruppe als Ganzes betrifft“ (Foulkes 1992, S. 66).

Foulkes spricht unter dem Aspekt der Wechselseitigkeit von einer Resonanz, welche die Tatsache bezeichnet, dass nicht nur eine unbewusste Kommunikation zwischen den Gruppenmitgliedern besteht, sondern diese auch spezifisch und selektiv wirkt. „Die Idee hinter dem Konzept der Resonanz liegt darin, dass ein Individuum, das einem anderen und seinen Kommunikationen in Verhalten und Worten ausgesetzt ist, unbewusst und instinktiv aus derselben Richtung heraus zu antworten scheint. (...) Es ist, als ob durch das Anschlagen einer Saite oder eines ganz bestimmten Tones eine spezifische Resonanz im aufnehmenden Individuum, dem Rezipienten, ausgelöst würde“ (Foulkes 1992, S. 31). Es existieren verschiedene Kommunikationsebenen, die gleichzeitig wirken, aber nicht im selben Aus-

maß besetzt werden. Dabei lassen sich vier Kommunikationsebenen unterscheiden: (1) die aktuelle Ebene, (2) die Übertragungsebene, (3) die Ebene der körperlichen und seelischen Imagines (projektive Ebene) und (4) die primordiale Ebene (Foulkes 1992, S. 33). Foulkes unterscheidet die manifeste Ebene, welche das widerspiegelt, was manifest vor sich geht, von der primären Ebene, auf der unbewusste Prozesse und Mechanismen eine Rolle spielen. Die manifeste Ebene bezeichnet er auch als Arbeits- oder Realebene, die sich als die Wirklichkeit der Gruppe beschreiben lässt. Die Primärebene besteht aus den Übertragungen und unbewussten Beziehungen, die die Mitglieder des Gruppennetzwerkes bilden – „grob ausgedrückt, entsprechen diese beiden Ebenen den Sekundär- und Primärprozessen des Traumes“ (Foulkes 1992, S. 83). Hervorzuheben sind m.E. drei Schichten der Foulkeschen Matrix: Die erste Schicht, die Foulkes die aktuelle Ebene nennt, und die sich als Realität der Gruppe beschreiben lässt. Die zweite Schicht, die aus Übertragungen auf der Beziehungsebene besteht, und die dritte Schicht, die sich auf die Tiefenebene, die Gruppe als Ganzes, bezieht.

Für Foulkes ist das Grundproblem der manifesten Ebene das der Beziehungen. „Grundproblem eins betrifft, auf der manifesten Ebene, die Beziehungen zu anderen Menschen im Erwachsenenleben und in der Realität der Gegenwart. Grundproblem zwei bezieht sich auf das Verhältnis zur elterlichen Autorität, welche in der primordialen Führer-Imago repräsentiert wird und korrespondiert mit der vergangenen, infantilen, ursprünglichen Realität“ (Foulkes 1992, S. 84). Jedes Gruppenmitglied wird aktiv mit der Frage konfrontiert, die Foulkes als das Grundproblem des sozialen Lebens bezeichnet: Die Beziehung zu anderen Menschen und zur Gruppe als Ganzes. Der Zusammenprall eigener egoistischer Bedürfnisse und Impulse mit den Einschränkungen, welche die Gruppe verlangt, wie sie sich in der Formel „Individuum und Gruppe“ ausdrücken, wird durch die Formel „das Individuum in der Gruppe“ ersetzt. Das heißt explizit: Das Individuum lernt, dass es die Autorität der Gruppe als Schutz und Sicherheit gegen die Übergriffe der Impulse der anderen braucht (vgl. Foulkes 1992, S. 86). Damit nimmt das Individuum an einem zweifachen Prozess teil: „Es muss die Wünsche und Bedürfnisse der anderen tolerieren, wenn es den Anspruch erhebt, dass seine Ansprüche anerkannt werden, und es muss das Verhalten bei sich einschränken, das es bei den anderen ablehnt“ (Foulkes 1992, S. 86).

Die Primärebene betrifft primitives, infantiles und primordiales Verhalten.

„Die Störungen, mit denen wir uns in der Psychotherapie befassen, Psychoneurosen im weiteren Sinne, gehen auf verdrängte Kindheitserfahrungen zurück. Verdrängung und andere Abwehrmethoden verhindern, dass das Verdrängte bewusst wird. Gleichzeitig werden Aspekte der Psyche, gegen die sich die Abwehr richtet, vom Ich abgespalten. Diese Abwehr, obgleich eine Ich-Funktion, ist selbst unbewusst und hat auch ihre Wurzeln in den frühesten Entwicklungsmonaten und -jahren. Die Dissoziation oder Abspaltung vom Ich hat noch eine andere wichtige Fol-

ge: der isolierte Teil der Psyche nimmt wieder den primordialen, archaischen, primitiven Charakter frühen Seelenlebens an. Er ist dem Primärprozess unterworfen und aus der Zwangsjacke rationalen, kausalen Denkens befreit“ (Foulkes 1992, S. 201). Es handelt sich auf der Primärebene um unbewusste Konflikte; ohne das Konzept des Unbewussten ist somit ein Verstehen dieser Konflikte nicht möglich. Diese Konflikte sind alte Konflikte, welche sich aus internalisierten traumatischen, schmerzlichen und unverarbeiteten Erfahrungen begründen lassen. Foulkes geht davon aus, dass solche Konflikte nur innerhalb von Beziehungen zu anderen auftreten und Probleme bereiten, wenn sie in aktuellen Bezügen noch wirksam sind. Bemerkenswert ist, dass das, was sich auf der Primärebene ereignet, von der manifesten Ebene beeinflusst wird. „Infolge zweier Entwicklungen wirkt die manifeste Ebene auf die primäre, einerseits durch den Führer, andererseits durch die Gruppe“ (Foulkes 1992, S. 89). Der Verzicht einer Führung durch den Leiter macht es dem Leiter möglich, seine Neutralität auf der Primärebene aufrecht zu erhalten. „Wenn er als Leiter eine aktive Führungsrolle übernehmen müsste, wäre die Gruppe gezwungen, seine Position als die eines primären Führers aufzufassen und diese beiden Rollen zu vermischen“ (Foulkes 1992, S. 89/90). Bezogen auf den Einfluss der Gruppe bedeutet eine wachsende Reife und Kraft auf der manifesten Ebene eine Verringerung der Abhängigkeit zum Leiter und ein Schwinden dessen Autorität. Den Einfluss der Primärebene auf die manifeste Ebene aufzuzeigen, bezeichnet Foulkes als schwierig, da die Primärebene zwar völlig latent ist, aber vieles, was sich manifest ereignet, erst Gewicht und Bedeutung erhält auf dem Hintergrund, den die Primärebene bildet (vgl. Foulkes 1992, S. 90).

Foulkes spricht in diesem Zusammenhang von unterschiedlichen Wellenlängen, denen es sich lohnt zuzuhören, da beide Ebenen eine dynamische, reziproke Beziehung haben: „Ein Crescendo beim Reifeprozess der Gruppe und ein Decrescendo bei der Autorität des Führers“ (Foulkes, 1992, S. 90/91). Das bedeutet, die Autoritätsabhängigkeit wird ersetzt durch das Vertrauen auf die Gruppe selbst.

Das eigentliche Behandlungsobjekt der Gruppenanalyse von Foulkes ist das multipersonale Netzwerk von Kommunikation und Störung. „Gruppenanalyse kann für das Studium der Gruppendynamik im Allgemeinen einen wichtigen Beitrag leisten, ebenso wie für das der individuellen intrapsychischen Dynamik. (...) Wir fragen weniger, was die Menschen veranlasst, sich zu ändern, sondern, was wir tun können, um einen solchen Wandel voranzutreiben, wenn er wünschenswert ist. Die Antwort ist in der Situation des Hier und Jetzt zu suchen, in der horizontalen Dimension der Gruppe“ (Foulkes 1992, S. 110). Für Foulkes wurde der Kommunikationsprozess mehr und mehr zur Grundlage für das Verständnis der Gruppendynamik, wobei er auch die unbewusste Kommunikation mit einbezieht (z.B. Gesten, Gerüche etc.) (vgl. Foulkes 1992, S. 110).

Zudem muss sich die Gruppenanalyse mit dem gesamten Bereich der Psychodynamik befassen. „Die Gruppenanalyse betrachtet die soziale Natur des Men-

schen als etwas Grundlegendes. Sie sieht das Individuum als ein Ergebnis von Gemeinschaftsentwicklungen an, so, wie die Psychoanalyse die Einzelpersonlichkeit als Produkt der Familie betrachtet. Wenn man die soziale Natur des Menschen als grundlegend ansieht, verkleinert man weder die Wichtigkeit des Sexualtriebes im psychoanalytischen Sinne noch leugnet man den Aggressionstrieb“ (Foulkes 1992, S. 164).

Das Individuum wird als ein „In-der-Welt-Sein-mit-anderen“, einer Welt, mit der es untrennbar verbunden ist, verstanden. Foulkes gibt die Vorstellung eines Subjektes nicht auf, aber er dezentralisiert und entgrenzt es. Sinn und Bedeutung, so drückt es Foulkes aus, ereignen sich nicht innerhalb des Subjektes, sondern zwischen Subjekten. „Das Feld der Erfahrungen ist die Intersubjektivität und die Matrix“ (Cohn 1991, S. 48). Foulkes versteht die Gruppe als ein Modell des psychischen Apparates, dessen Dynamik personifiziert und dramatisiert ist. Die Gruppe manifestiert auch ein gewisses Kollektiv-Ich. Seine Theorie konzentriert sich auf die Themen, die Motive und die Deutungen, welche alle Gruppenmitglieder betreffen und demnach hinter ihren Kommunikationen stehen.

„Die fliegende Meise“ im Spiegel der psychologischen und soziologischen Gruppentheorie

Bion definiert das Individuum als ein Gruppenwesen und betrachtet die Gruppe als personähnliche Ganzheit. Foulkes versteht die Gruppe primär als Abbild der Gesellschaft und definiert die psychischen Störungen des Individuums als Ergebnis fehlgeschlagener sozialer und zwischenmenschlicher Austauschprozesse. Er betrachtet die Gruppe als Netzwerk sozialer Beziehungen, in welchem das Individuum als Knotenpunkt eine wesentliche Rolle spielt. Beide Sichtweisen vereinen meiner Meinung nach ein Menschenbild, das von Elias folgendermaßen formuliert wurde: „Es gibt keinen Nullpunkt der gesellschaftlichen Bezogenheit des Einzelnen, keinen Anfang oder Einschnitt, an dem er als ein verpflichtungsfreies Wesen gleichsam von außen an die Gesellschaft herantritt, um sich nachträglich mit anderen Menschen zu verbinden; der einzelne ist immer und von Grund auf in Beziehungen zu anderen da und zwar in Beziehungen zu ganz bestimmter, für seinen Verband spezifischer Struktur“ (Elias 1987, S. 48)“ (Rothe 1991, S. 37). Eine individualisierte und entwicklungspsychologisch determinierte Sicht, welche die Gruppe als personähnliche Ganzheit betrachtet, und eine gesellschaftliche, soziologische Sicht, welche interaktive Einflüsse fokussiert, stehen sich in Bions und Foulkes Gruppentheorie gegenüber und ermöglichen, meiner Meinung nach, einen erweiterten interdisziplinären Zugang zur Analyse von Gruppenprozessen. Die Gruppentheorien vereinen eine Sicht auf Gruppen, welche positive und negative Prozesse interaktiv spiegeln und verdeutlichen, dass das Miteinander auf bewussten und unbewussten Ebenen beein-

flusst wird. Während Bion eine Art Gruppenmentalität postuliert, die im Wesentlichen davon geprägt ist, dass die Gruppe auf einer unbewussten Ebene handelt, setzt Foulkes Betrachtungsweise ihren Fokus überwiegend auf die positiven und kreativen Kräfte der Gruppe, die unbewusste und bewusste Ebene miteinbezogen.

Bions Ebene der Arbeitsgruppe, welche eine bewusste, rationalbezogene und sachorientierte Ebene darstellt, in der selten regressive Phänomene zu beobachten sind, entspricht der Realebene von Foulkes, die das, was manifest vor sich geht, widerspiegelt. In beiden Theorien spielt der Bezug zur objektiven Wirklichkeit auf dieser Ebene eine bedeutende Rolle. In die von Bion konzipierten Grundannahmen spielen die multiplen Dimensionen von Foulkes mit hinein, d.h., sie entsprechen der primären Ebene, auf der primitives, infantiles und primordiales Verhalten überwiegt. Beide Gruppentheorien gehen davon aus, dass Störungen innerhalb einer Gruppe durch mächtige Affekte ausgelöst und beeinflusst werden und kognitive Entwicklung stagnieren lassen bzw. verhindern. Gruppenstörungen werden als affektkanalisierendes Medium interpretiert, um die psychosoziale Stabilität des Einzelnen und der Gruppe als Ganzes zu bewahren. Eine weitere Übereinstimmung beider Theorien liegt in der Beachtung der primär prozesshaften Züge der Konflikte. Vorerfahrungen und daran gebundene Erwartungen spielen im Gruppenprozess eine wesentliche Rolle. Insbesondere Angstphänomene, sowohl reale als auch unbewusste, determinieren das Gruppenleben nachhaltig. In beiden Theorien wird der Funktion des Gruppenleiters eine bedeutende Rolle zugesprochen. Die Gruppe braucht die Sicherheit, dass der Leiter psychologisch überlebt und nicht seine Gedanken und seine Sprache verliert. „Indem der Leiter seine Sinne bewahrt, fängt die Gruppe an, sich im Sinn gehalten zu fühlen“ (Wilke 1999, S. 135).

Betrachtet man die Inhalte der dargestellten Gruppentheorien, kommt man zu folgenden Bedeutungen für den Gruppenprozess in der Auffangklasse:

1. Die Interaktionen innerhalb der Auffangklasse können nicht allein vom einzelnen Schüler heraus analysiert werden, sondern innerhalb ihrer Wechselbeziehungen zueinander, in denen der einzelne Schüler eine Art Knotenpunkt darstellt.
2. Die Störungen des Einzelnen sind nur im Kontext seiner sozialen Entwicklung und Umgebung verstehbar.
3. Kommunikationsstörungen werden verstehbar unter dem Gesichtspunkt internalisierter frühkindlicher Konflikte, welche auf Gruppenmitglieder übertragen werden.
4. Die Schüler wiederholen in der Auffangklasse alte, insbesondere nicht abgeschlossene, ungelöste, internalisierte Konflikte: Diese manifestieren sich dauernd in der Gruppe und wirken, als Antwort auf die gegebene Situation, laufend störend auf das Verhalten der SchülerInnen.
5. Das Miteinander wird sowohl auf bewusster als auch auf unbewusster Ebene beeinflusst.

6. Die Ebene der Arbeitsgruppe benötigt ein ausreichendes Maß an Organisation und Struktur und schließt eine freiwillige Kooperation der Schüler mit ein.
7. Störungen in der Gruppe werden durch mächtige Affekte ausgelöst und verhindern eine kognitive Arbeitsweise und sachorientierte Unterrichtsstruktur.
8. Die mächtigen Affekte können als gruppenspezifische Abwehrform verstanden werden, um Angst und Schuldgefühle auszublenden.
9. Das dynamische Gruppenunbewusste dient dazu, die Gruppenkohäsion zu erhöhen, daher werden alle Interaktionen, welche diese gefährden, abgewehrt.
10. Eine Nichtbeachtung dieser Affekte verhindert jeden möglichen Zugang zur manifesten Real- oder auch Arbeitsebene und steigert die emotionalen Verhaltensweisen innerhalb der Gruppe.
11. Je affektiver das Leben in der Auffangklasse geprägt ist, desto bedeutsamer ist die Leitungsfunktion des Lehrers/der Lehrerin.
12. Die Autoritätsabhängigkeit der Auffangklasse kann lediglich durch das Vertrauen auf die Gruppe selbst ersetzt werden.

Führt man sich die beispielhafte Unterrichtseinheit vor Augen, können meiner Ansicht nach die Reaktionen der SchülerInnen als überwiegend sozialemotional geprägt bezeichnet werden, daher müssen sie – aus gruppentheoretischer Sicht – auf einer unbewussten, primären Ebene angesiedelt werden. Das Charakteristikum der Arbeitsgruppe, das Aktivitäten im Unterricht im Sinne einer freiwilligen Kooperation beinhaltet, ist in der Auffangklasse äußerst selten gegeben. Bezogen auf Bions Gruppentheorie würde dies bedeuten, dass die Schüler dem Unterricht nur zustimmen können, wenn ihnen der Bezug zur objektiven Wirklichkeit gelingt. Foulkes spricht in diesem Zusammenhang vom nötigen Bezug zur Realität. Alle Schüler der Auffangklasse teilen negative Schulerfahrungen; d.h. aus gruppentheoretischer Sicht, dass das „Fliegenlassen der Meise“ aufgrund geteilter Erfahrungen zu einer gewissen Kohäsion der Gruppe führt. Die „Meise wird zum Fliegen gebracht“, um der unterrichtsbezogenen Aufgabe – dem Unterrichtsinhalt – auszuweichen. Aufgrund unvermeidlicher Unterschiede emotionaler Bedürfnisse, welche primärprozesshafte Züge tragen, tritt der Konflikt an die Stelle der Mitarbeit im Unterricht. Das „Fliegenlassen der Meise“ kann demnach als „Fluchtversuch“ interpretiert werden. Die Gruppe versucht sich der gestellten Aufgaben im Unterricht regelmäßig mit Hilfe der Grundannahme „Kampf-und-Flucht“ zu entziehen. Die SchülerInnen fliehen in ein anderes Thema oder in ein abweichendes Verhalten, ohne zu versuchen, sich mit der unangenehmen Befindlichkeit auseinanderzusetzen oder sie zu ändern. Durch die Dominanz der Grundannahmen „Kampf-und-Flucht“ und „Abhängigkeit“ wird die Arbeitsgruppe regelmäßig bedroht bzw. abgewehrt und zerstört. Besonders in Situationen in denen die Grundannahme „Abhängigkeit“ dominiert, werden die LehrerInnen in ihrer „fürsorglichen „Mutterersatzrolle“ gefordert anstelle einer fordernden Lehrfunktion. Die Auffangklasse lässt sich von diesen Grundeinstellungs-Mentalitäten überwältigen,

um sich damit seelischem Leben anzunähern, bei dem die Fähigkeit zur Entwicklung nicht gegeben ist (vgl. Heigl-Evers, 1972, S. 40). Die hohe affektive Beteiligung der Schüler muss durch Bedürfnisbefriedigung, d. h. durch Fürsorge, Zuwendung und Rückzugsmöglichkeiten verringert werden, um kognitive Denkfähigkeit zu ermöglichen. Eine Nichtbeachtung der Emotionalität führt zur Steigerung der affektiven Gruppendynamik und macht das Arbeiten im Unterricht unmöglich.

Das „Fliegenlassen der Meise“ kann als eine Aktivität betrachtet werden, die nicht nur jeden Schüler einzeln, sondern ebenso die Gruppe als Ganzes betrifft. Mit Foulkes Worten ausgedrückt kann bei diesem Phänomen von einer Resonanz gesprochen werden. In der Auffangklasse führt das Anschlagen eines bestimmten Tones, einer bestimmten Saite – vom Lehrer oder Mitschüler – zum „Fliegenlassen der Meise“. Das Interesse der Schüler füreinander erwächst vor allem aus der Ähnlichkeit ihrer negativen Schulerfahrungen. Dies kann an der Art ihrer Aktivitäten in der Gruppe erkannt werden: z. B. geringe gegenseitige Unterstützung, lediglich eine Paarbildung innerhalb des Klassenverbandes und wenig Interesse untereinander. Lehrer und Schüler sind – laut Foulkes – Gefangene der Matrix und damit verurteilt, „Ich-Training-in-Aktion“ (Foulkes 1992) miteinander zu betreiben. Nicht nur die Schüler, sondern auch die Lehrer müssen in der Unterrichtsstunde ihre Denkfähigkeit behalten. „Die Haltung des Leiters [Lehrers] reflektiert seine Grundannahme, ob er wirklich glaubt, eine objektive Distanz zu bewahren oder ob er annimmt, unweigerlich miteinbezogen zu sein“ (Wilke 1999, S. 135).

Da es zum Phänomen der Gruppe gehört, dass diese regressiven Verhaltensweisen mit dem Gruppenleiter ausgehandelt und an ihm abregiert bzw. durch ihn reinszeniert werden – in der Auffangklasse werden familiäre Modellszenen reinszeniert und neu gestaltet –, sind Gegenübertragungsgefühle der Lehrer ein entscheidender Schlüssel zum Verständnis der Grundannahme. Geht es darum, die Erfahrungen des Scheiterns in der Schulgeschichte und das damit einhergehende destruktive Abwehrsystem der „störenden Schüler“ zu verstehen und zu akzeptieren sowie darum, sich um Veränderungen der Selbst- und Fremdwahrnehmung innerhalb von Beziehungsangeboten und -erfahrungen immer wieder neu zu bemühen, können die Gruppentheorien von Bion und Foulkes einen Verstehenszugang bieten. Das Bemühen um Verständnis stößt bei destruktivem Verhalten nicht selten auf eigene innere und äußere Widerstände, die ihrerseits das professionelle Handeln in der Unterrichtssituation bestimmen. Mit Hilfe des aufgeführten Gruppenentwicklungsmodells von Bion werden wesentliche unbewusste Dynamiken deutlich, die für das „Fliegenlassen der Meise“ charakteristisch sind. Foulkes Gruppenanalyse eignet sich, um ein multiperspektives Bild von den Bedingungen in der Auffangklasse zu erhalten, welche die „Meise fliegen lassen“. Seine Theorie strebt ein vollständigeres Bild vom Menschen in seinen sozialen, politischen, instrumentellen und psychologisch-medizinischen Zusammenhängen an als dies in Einzeldisziplinen möglich wäre. Foulkes Gruppentheorie ermöglicht eine Per-

spektive, von der aus relevante Störungsfaktoren innerhalb der Auffangklasse identifizierbar werden.

Literatur

- Antons, K. (1976): Praxis der Gruppendynamik. Übung und Technik. 4. Auflage. Göttingen.
- Antons, K. et al. (Hrsg.) (2004): Gruppenprozesse verstehen. Gruppendynamische Forschung und Praxis. 2., durchgesehene Auflage Wiesbaden.
- Bion, W. R. (1961): Erfahrungen in Gruppen und andere Schriften. Stuttgart.
- Blomert, R. (1989): Psyche und Zivilisation. Zur theoretischen Konstruktion bei Norbert Elias. Studien zur Zivilisationstheorie; Bd. 3. Münster.
- Cohn, H. W. (1991): Matrix und Intersubjektivität. Phänomenologische Aspekte der Gruppenanalyse. In: Gruppenanalyse. Zeitschrift für gruppendynamische Psychotherapie, Beratung und Supervision. Heft 2, 1991, S. 51–60.
- Foulkes, S. H. (1992): Gruppenanalytische Psychotherapie. München.
- Heigl-Evers, A. (1972): Konzepte der analytischen Gruppenpsychotherapie. Beiheft zur Zeitschrift „Gruppenpsychotherapie und Gruppendynamik“, Heft 1. Göttingen.
- Luft, J. (1989): Einführung in die Gruppendynamik. Aus dem Amerikanischen von Gudrun Theusner-Stampa. Frankfurt am Main.
- Rothe, S. (1991): Frankfurter Schule und Gruppenanalyse. Einige Aspekte gemeinsamer Anfänge. In: Gruppenanalyse. Zeitschrift für gruppendynamische Psychotherapie, Beratung und Supervision. Heft 2, 1991, S. 21–39.
- Schütz, K.-V. (1989): Gruppenforschung und Gruppenarbeit. Theoretische Grundlagen und Praxismodelle. Mainz.
- Spero, M. (1992): Die Matrix im Setting von Organisationen. In: Gruppenanalyse. Zeitschrift für gruppendynamische Psychotherapie, Beratung und Supervision. Heft 1, 1992, S. 17–38.
- Wilke, G. (1999): Großgruppenleitung und Gruppenentwicklung. In: Gruppenanalyse. Zeitschrift für gruppendynamische Psychotherapie, Beratung und Supervision. Heft 2, 1999, S. 133–148.

Anschrift der Verfasserin: Cornelia Hoffmann, Universität Bielefeld, Fakultät für Pädagogik, Universitätsstraße 25, 33615 Bielefeld.

Marianne Addicks

Psychische Traumatisierung und dissoziative Störungen

Zusammenfassung: Der Beitrag diskutiert neuere interdisziplinäre Forschungsergebnisse, in denen die Ergebnisse der Hirnforschung und der Traumaforschung in Beziehung gesetzt werden. Dabei zeigt sich, dass dissoziative Erkrankungen sowie selbstverletzendes Verhalten keineswegs modische Erscheinungen und erfundenen Erkrankungen sind, sondern ihre Wurzeln in der Psychodynamik erlittener Traumatisierungen haben.

Die Geschichte der Psychotraumatologie

Dass ein Zusammenhang besteht zwischen Traumatisierung und dissoziativen Störungen ist seit langer Zeit bekannt, wobei anfangs dissoziative Phänomene allgemein als unmittelbare Reaktion auf ein traumatisches Ereignis verstanden wurden, die, so wie die Phasen im Verlauf einer Krise, einem zeitlich begrenzten Prozess unterlagen. Dass eine schwere chronische Traumatisierung mit ihrer dissoziativen Symptomatik einen chronischen pathologischen Verlauf nehmen kann, wurde lange hartnäckig ignoriert.

Mit den aktuellen Erkenntnissen aus der Forschung, basierend auf neurobiologischen Studien, kann die in Psychiatrie und Psychologie teils noch immer anzutreffende Ablehnung der Diagnose „Dissoziative Identitätsstörung“ nicht mehr aufrechterhalten werden. Neuroanatomische und psychophysiologische Befunde beweisen einen Zusammenhang von dissoziativen Symptomen und Störungen in den integrativen Arealen des Gehirns, sodass dissoziative Störungen heute gesehen werden als psychobiologische Antwort des Organismus auf schwere Traumatisierung in der frühen Kindheit, als diese Areale sich noch in ihrer Entwicklung befanden.

Bis zu diesen Erkenntnissen war es ein weiter Weg. Die eigentliche Geschichte der Traumaforschung reicht weit zurück bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts, als erstmalig von Paracelsus der Fall einer Patientin mit einer dissoziativen Störung beschrieben wurde (Bliss 1980, in: Putnam 1989, S. 49). Eine erstmalige Beschreibung eines Behandlungsansatzes der DIS geht auf Charles H. A. Despine zurück, der 1840 anhand einer ausführlichen Fallbeschreibung auch Prinzipien für eine therapeutische Intervention einbringt, die sogar heute noch anerkannt sind (Ellenberger 1970, in: Putnam 1989, S. 49). Der eigentliche Begriff „Dissoziation“ erscheint zuerst 1845 bei Jacques Joseph Moreau de Tours. Als eine Vorform dieses Begriffes ist wohl der Name „l'incohérence“ zu sehen, der 1834 bei Francois Leuret zu finden ist.

Bis weit in das letzte Jahrhundert hat die Entwicklung der Traumaforschung immer wieder Phasen der Stagnation mit regelrechter Unterdrückung erfahren sowie Phasen der Wiederentdeckung und Anerkennung. Aber auch für die herausragenden und wegweisenden Erkenntnisse, die es bereits Ende des 19. Jahrhunderts zur Ätiologie und Phänomenologie traumabedingter Störungen gab, war die Zeit noch lange nicht reif, um sie in der verdienten Weise zu beachten und zu würdigen. Sie gerieten sogar zeitweilig völlig in Vergessenheit. Besonders die Jahre von ca. 1920 bis in die frühen 1970er-Jahre waren von der Meinung geprägt, die DIS wäre eine Krankheit, die nur äußerst selten vorkommen würde, und wo sie vorkam, reichten die Reaktionen von Skepsis und Misstrauen bis hin zu totaler Ablehnung mit der Begründung, die multiple Persönlichkeit wäre lediglich ein Artefakt der Hypnose. Forscher, die sich mit der MPS/DIS auseinandersetzten, waren einer erbarmungslosen Kritik ausgeliefert. Ihre Kollegen hielten die Fälle einer MPS/DIS für Fälle einer Schizophrenie, eine Diagnose, die sich zu Beginn des letzten Jahrhunderts etablierte und dazu beitrug, dass die Diagnose MPS zunehmend verdrängt wurde. Es ist davon auszugehen, dass die Diagnose Schizophrenie in zahlreichen Fällen irrtümlich gestellt wurde, worauf in der Literatur wiederholt hingewiesen wird (Putnam et al. 1986; Bliss 1980; Bliss et al. 1983; Bliss/Jeppsen 1985; in: Putnam 1989).

Dass in diesem Klima die bahnbrechenden Arbeiten von Pierre Janet (1859–1947) kaum Beachtung fanden oder zeitweilig sogar vergessen wurden, erstaunt einen nun nicht mehr so sehr. Heute gehören seine Arbeiten zu den wissenschaftlichen Pionierleistungen in der Psychotraumatologie und haben seit den 1980er-Jahren, als Medizin und Psychologie die Erforschung der dissoziativen Symptomatik bei posttraumatischen Störungen wieder mehr gewichtete, große Bedeutung erlangt.

Janet, der nach einem Studium der Philosophie Medizin studierte, widmete sich an der Pariser Salpêtrière umfangreichen Untersuchungen an Patienten, die an einer dissoziativen Symptomatik litten, und kam dabei zu der Erkenntnis, dass diese Symptomatik mit verdrängten Erinnerungen an frühe traumatische Erlebnisse in Zusammenhang stand.

In seiner Dissertation „L'automatisme psychologique“ 1889 beschreibt er, wie der Zustand höchster Erregung in einer traumatischen Situation verhindert, dass diese Erfahrung integriert werden kann, was zur Folge hat, dass die Erinnerung vom alltäglichen Bewusstsein abgespalten wird, die Erinnerung wird „dissoziiert“, um zu einem späteren Zeitpunkt wieder aufzuleben, entweder als emotionaler Erlebniszustand, als körperliches Zustandsbild, in Form von Vorstellungen und Bildern oder von Reinszenierungen im Verhalten. Die nicht integrierbaren Erlebniszustände können im Extremfall zur Ausbildung von Teilpersönlichkeiten führen“ (Janet, in: Fischer/Riedesser 2003, S. 35).

Janet beschreibt damit, wie traumatische Erfahrungen, die nicht in Worte ge-

fasst werden können, als abgespaltene Erinnerungsfragmente sich zu jedem beliebigen späteren Zeitpunkt wieder an die Oberfläche des Bewusstseins drängen können, und er entwickelte bereits ein Konzept über die Ausbildung von Alter-Persönlichkeiten, die Dissoziation unterschiedlicher Bewusstseinszustände, die sich in extremen Fällen verselbstständigen können.

Da man Ende des 19. bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts vielfach davon ausging, dass die menschliche Psyche von Natur aus geteilt sei, wurde Janet's Konzept damals von einigen Forschern, besonders in den USA, interessiert aufgegriffen. So machte z.B. der berühmte Psychologe William James diesen Ansatz zum Gegenstand seiner Vorlesungen (1896) und vertrat in seiner Lehre, dass das menschliche Bewusstsein eine „Konföderation psychischer Entitäten“ beherbergen könne.

Janet ist auch als der erste unter den Forschern anzusehen, der den Begriff „Dissoziation“ verwendet und dies als Folge des Mislingens der Integration einer extremen Erfahrung ansieht, in der das Bewusstsein mit der Verarbeitung überfordert war und eine Störung in der Koordination mentaler Prozesse vorlag. Eine Verarbeitung hat also noch nicht stattgefunden im Gegensatz zur „Verdrängung“ als einen Prozess, bei dem bereits überarbeitetes, sprachlich enkodiertes und somit schon integriertes Material ins Vergessen gerät, wobei eine einheitliche Selbststruktur weiter vorhanden ist (vgl. Davies/Frawley 1994, in: Eckhardt-Henn/Hoffmann 2004, S. 401).

Auch Freud (1856–1939), ein Zeitgenosse Janet's, brachte die hysterische Symptomatik seiner Patientinnen in Zusammenhang mit schweren Traumatisierungen in der Kindheit und verwendete auch zunächst den Begriff „Dissoziation“. Er vertrat die Auffassung, dass die Dissoziation „unentbehrlich zur Erklärung hysterischer Phänomene“ sei (Freud/Breuer 1892, S. 9, in: Putnam 1989). Freud war aber ein Gegner der Theorie eines geteilten Bewusstseins. In seinem später entwickelten Konzept der Abwehr ersetzte er den Begriff „Dissoziation“ durch den Begriff „Verdrängung“, wonach die Integration einer traumatischen Erfahrung willentlich und absichtsvoll verhindert wird, „unbewusst verdrängt“, um unerträgliche Affekte und Impulse zu vermeiden.

Hier entwickelte sich zwischen Janet und Freud ein scheinbar unüberwindbarer Dissens. Obwohl beide von unbewussten psychischen Vorgängen ausgingen, verstand Freud die Dissoziation nach seiner Theorie des dynamischen Unbewussten als Abwehr intrapsychischer Konflikte. Janet's Konzept entsprach einem Defizit-Modell, wonach die Fähigkeit des Organismus zur Integration aufgrund von Überforderung und fehlender Energie versagt.

Der Siegeszug der Psychoanalyse hat wesentlich dazu beigetragen, dass dissoziative Modelle der Psychopathologie wie das von Janet immer mehr unter Druck gerieten und Psychoanalytiker dazu drängte, die Existenz von Alter-Persönlichkeiten grundsätzlich abzustreiten und zu behaupten, diese seien durch Hypnose induziert. Erst viel später griffen Forscher das Konzept von Janet wieder auf, so z.B.

Paul Federn (1952): die Theorie der „Ich-Zustände“, oder Mardi Horowitz (1979): das Konzept der „states of mind“.

Was zunächst unvereinbar zu sein schien, nämlich die Zustandstheorie mit der rivalisierenden Abwehrlehre zu verbinden, ist dem nordamerikanischen Psychoanalytiker Mardi Horowitz mit seinem psychodynamisch-kognitiven Ansatz gelungen. Seitdem haben sich beide Positionen immer weiter angenähert, sodass heute die peri- und posttraumatischen dissoziativen Phänomene als ein nichtintentionales Autoregulativ verstanden werden, wobei aber auch andere Abwehrmechanismen wie Spaltung, Verleugnung, Affektisolierung, Projektion und Identifikation beteiligt sind (Eckhardt-Henn/Hoffmann 2004, S. 277).

Definition der traumatischen Erfahrung

Seelische Gesundheit beinhaltet die Fähigkeit zur Differenzierung und Integration (Janet). Zu einer erfolgreichen Integration von Erfahrungen gehören

1. die Synthese von inneren und äußeren Phänomenen, die das Ereignis bestimmen, zu sinngebenden mentalen Strukturen, denn nur sinngebende mentale Strukturen sind mental einordbar, und
2. die Personifikation, das Bewusstwerden der Implikationen des Ereignisses: MIR ist das geschehen.

Ein traumatisches Erlebnis ist aber immer eine Grenzerfahrung, eine existentielle Erfahrung mit Bedrohung des eigenen Lebens oder der körperlichen Integrität, und in einer solchen Situation ist der normale Weg der Erlebnisverarbeitung gestört und eine Integration damit unmöglich. Der Betroffene befindet sich an oder jenseits der Grenze dessen, was er begreifen oder ertragen kann und oft an der Grenze zwischen Leben und Tod, die Kapazität seiner verfügbaren individuellen Abwehr- und Copingstrategien ist überschritten, ein effektives Handeln somit nicht möglich, aber dringend notwendig. Stattdessen können die verzweifelten Abwehrversuche zu einem unkontrollierten, panikartigen Bewegungsturm werden oder der Betroffene fällt in einen Zustand der Lähmung und Erstarrung.

Fischer und Riedesser definieren die traumatische Erfahrung als „vitalen Diskrepanzerlebnis zwischen bedrohlichen Situationsfaktoren und den individuellen Bewältigungsmöglichkeiten, das mit Gefühlen von Hilflosigkeit und schutzloser Preisgabe einhergeht und so eine dauerhafte Erschütterung von Selbst- und Weltverständnis bewirkt“ (Fischer/Riedesser 2003, S. 82). „Ein vital bedeutsames Diskrepanzerlebnis liegt vor, wenn Bedeutungen oder ‚Bedeutungszuschreibungen‘ von direkter oder mittelbarer biologischer Relevanz betroffen sind“ (ebd., S. 87), das subjektive Erleben der Bedrohung des eigenen Lebens.

„Trauma“ kann auch definiert werden als eine „unterbrochene Handlung in einer vital bedeutsamen Problemsituation“ (ebd. S. 82), eine unterbrochene Kampf-

oder Fluchthandlung, ein „Erstarren“, vergleichbar mit dem Totstellreflex bei Tieren, die dann immer wieder aufgenommen werden muss, um das Geschehene zu einem Abschluss zu bringen. Die allgemeine Tendenz, wichtige Handlungen, die unterbrochen wurden, wieder aufzunehmen, ist in der experimentellen Psychologie als Zeigamik-Effekt bekannt: Zeigamik konnte in Experimenten demonstrieren, dass künstlich unterbrochene Handlungen von den Versuchspersonen bevorzugt wieder aufgenommen wurden, sobald diese die Gelegenheit dazu hatten. Dieses Phänomen dient als Erklärung für den Wiederholungszwang von Traumatisierten und hat seine Ursache in psychischen und biologischen Faktoren.

Die Erschütterung des Selbst- und Weltverständnisses ist eine tiefgreifende und dauerhafte Erschütterung der Grundannahmen des kommunikativen Realitätsprinzips mit Verlust des Selbstvertrauens und des Vertrauens in die Verlässlichkeit der sozialen Welt sowie der Grundannahmen des pragmatischen Realitätsprinzips mit Verlust des Vertrauens in die Verlässlichkeit der materiellen Welt (Janoff-Bulmann: „Shattered Assumptions“ 1992, in Fischer/Riedesser 2003, S. 88). Alle bis zu diesem Zeitpunkt im Dialog mit den Menschen und der Welt gesammelten Erfahrungen verlieren in der Folge des Ereignisses ihr festes Fundament. Die Konsequenzen dieses Verlustes sind einschneidend: „Sobald sich die Menschen einmal durch eigene Erfahrung mit dem Tod und der Vergänglichkeit konfrontiert sehen, beginnen sie häufig, alle ihre gegenwärtigen Lebensstrategien als Irrtum und die Totalität ihrer Wahrnehmungen als eine Art fundamentale Illusion anzusehen“ (Grof, in: Capra 1987, S. 115).

Zwar sind bei kritischer Betrachtung unsere Grundannahmen des pragmatischen Realitätsprinzips zum großen Teil eine Illusion (jeder, der eine Flugreise unternimmt, ist sich sicher, dass er auch am Ziel seiner Reise ankommt), aber Natur und Technik lassen sich nicht prinzipiell beherrschen. Ohne diese Illusionen könnten wir aber nicht existieren, sie sind darum funktional. Das Erleben einer Katastrophe bedeutet eine schlagartige Desillusionierung und ist in der Wirkung dysfunktional.

Noch dramatischer wirkt sich eine Traumatisierung aus, wenn sie durch andere, insbesondere durch vertraute Menschen zugefügt wird, was abzielt auf die Grundannahmen des kommunikativen Realitätsprinzips (Kessler et al. 1995, in: Butollo et al. 1999, S. 115). Wenn man den Menschen, die einem am nächsten stehen, nicht mehr vertrauen kann, kann man nichts und niemandem auf der Welt mehr trauen.

Was ein Ereignis zu einer traumatischen Erfahrung macht, wird nicht nur bestimmt durch die vielen äußeren Faktoren, die sie als solche charakterisieren, wie z.B. das Ausmaß der Bedrohung, Kontrollierbarkeit, hilfloses Ausgeliefertsein, Verlust, Verletzung, Dauer, Intentionalität, Entsetzlichkeit, Absurdität und noch weiterer Aspekte, sondern auch durch die individuelle Bedeutung oder Bedeutungszuschreibung. Als außenstehender Beobachter kann ich zu einem umfassenderen Traumaverständnis nur dann kommen, wenn ich anerkenne, dass es immer

einen Widerspruch gibt zwischen der „Innenperspektive“, dem subjektiven Erleben des Betroffenen, und der „Außenperspektive“ des objektiven Beobachters. „Trauma“ muss also sowohl objektiv wie auch subjektiv definiert werden.

Psychobiologie der traumatischen Erfahrung

Das Wissen über neuropsychologische Verarbeitung traumatischer Erfahrungen ist in den letzten Jahren enorm angewachsen. Zwar steht die neurobiologische Forschung sozusagen noch am Anfang, aber die aktuellen Befunde leisten schon heute einen wichtigen Beitrag zum Verständnis der hochkomplexen psychopathologischen Phänomenologie bei psychischer Traumatisierung.

Janet hat vor über 100 Jahren in seinen Arbeiten schon sehr genau vorweggenommen, was heute als zentrales Problem des Traumas verstanden wird: die gestörte Informationsverarbeitung des Zentralnervensystems. Das Konzept des Informationstraumas, welches in den späten 70er-Jahren wieder aufgegriffen wurde, gibt eine Erklärung auf psychologischer und physiologischer Ebene:

- Misslingen der Integration in die vorhandenen Wissensschemata des Selbst- und Weltverständnisses und
- Misslingen der Integration in die funktionell-neuronalen Strukturen des Gehirns.

Während einer traumatischen Erfahrung wird der Organismus überflutet mit negativen Emotionen, was hirmpysiologische Prozesse auslöst, die den normalen Weg der Erlebnisverarbeitung, die Integration in den bestehenden Erfahrungsschatz, verhindert. Stattdessen verbleibt die Information sehr lebendig, aber „wie eingefroren“ und in fragmentierter Form, abgespalten vom alltäglichen Bewusstsein. Dieses Misslingen der Integration in der Expositionsphase des Traumas manifestiert sich als Phänomen der peritraumatischen Dissoziation.

Dissoziation kann verschiedene Bereiche der Wahrnehmung und des Erlebens beeinträchtigen und kann in einem zeitlich begrenzten Rahmen verlaufen oder aber sich zu einer chronischen Störung entwickeln. Nach van der Kolk/Fisler beinhaltet der Begriff „Dissoziation“ vier unterschiedliche Phänomene, die miteinander in Beziehung stehen:

- sensorische und emotionale Fragmentation der Erfahrung/des Erlebens,
- „peritraumatische Dissoziation“ oder „spacing-out“: Derealisation und Depersonalisation/Dissoziation während des traumatischen Ereignisses,
- fortgesetzte Depersonalisation/Dissoziation und „spacing-out“ während des täglichen Lebens,
- mit verschiedenen Ich-Zuständen verbundene traumatische Erinnerungen (Eckhardt-Henn/Hoffmann 2004, S. 277).

Van der Kolk/Fisler fassen die typischen Veränderungen durch eine traumain-

duzierte Dissoziation aus einer gedächtnispsychologischen Perspektive wie folgt zusammen:

- Desorganisation und Unvollständigkeit der Traumaerinnerung,
- Flashbacks als repetitive intrusive Wiedererinnerungsform mit starker Visualisierung, ausgeprägter somatischer Mitreaktion, schlechter bis fehlender Verbalisierbarkeit, einem assoziierten Gefühl von aktueller Realerfahrung und gelegentlich mit einer über Jahre persistierenden Unveränderlichkeit,
- typische Kennzeichen einer veränderten Zeitwahrnehmung, einer Unvorhersagbarkeit im Zeitverlauf, eines oft begleitenden Gefühls von Unwirklichkeit (ebd. S. 18, 20).

Bei der Erklärung dieser Phänomene richtet sich der Fokus aus neurobiologischer Sicht auf die neuroanatomischen Abschnitte der Reizaufnahme, Gedächtnisspeicherung und Wiedererinnerung, wenn diese unter der Einwirkung massiver Stressfaktoren stehen (ebd. S. 20). Dabei kommt dem Zusammenspiel der distinkten neuroanatomischen Zentren in den Gedächtnissystemen mit ihren jeweils eigenen Regelkreisen eine besondere Bedeutung zu.

Die Psychoanalyse unterscheidet zwischen einem „kühlen“ und einem „heißen“ zentralnervösen Gedächtnissystem (Jacobs 1996). Auf der kognitionswissenschaftlichen Ebene wird unterschieden zwischen einem „expliziten“ (deklarativen) und einem „impliziten“ (prozeduralen) Gedächtnis.

Das explizite Gedächtnis wird der Hippocampusregion im limbischen System in der linken Hemisphäre zugeordnet. Es ist abhängig von aktiver Aufmerksamkeit und fokussierter Konzentration, was bewussten Willen voraussetzt; es unterliegt den Kategorien Raum und Zeit sowie Kausalität; seine Inhalte sind sprachlich erfassbar. Die Eigenschaften sind: sequenzielle und rationale Verarbeitung von Information; operatives, problemlösendes, analytisches Denken, sprachliche Kommunikation. Der Hippocampus integriert neue Information in bereits vorhandenes Wissen, in die vorhandenen Schemata des Selbst- und Weltverständnisses.

Das implizite Gedächtnis wird der Mandelkernregion zugeordnet, der Amygdala, welche die zentrale Schaltstelle des emotionalen Gedächtnisses ist. Die Prozesse in dieser Region bleiben unbewusst und ohne eine zeitliche, räumliche oder kausale Einordnung. Die Amygdala besitzt keine Vernetzungen zu den Sprachzentren, sie macht eine Auswertung von Information unter dem Gesichtspunkt emotionaler Relevanz. Die Eigenschaften sind: emotionale Kommunikation, Gefühle (Angst, Trauer), diffuse Wahrnehmungsabbildungen, nur rudimentäre Fähigkeiten zu Rationalität und analytischem Denken.

Eine wichtige Funktion bei der komplexen Verarbeitung von Information nimmt auch der Thalamus ein, der die Funktion eines Modulators und Filters hat und so eine Vorauswahl unter den Informationen trifft und für deren korrekte Weiterleitung zuständig ist. Vom Thalamus aus werden die Informationen schrittweise über mehrere Schaltstellen an den Hippocampus geleitet, wo sie exakt prozessiert

und kontextualisiert werden, wobei eine differenzierte kognitive „innere Landkarte“ entsteht. Hier vollziehen sich also die entscheidenden Prozesse der Konsolidierung des expliziten Gedächtnisses.

Auf einem anderen Weg werden sensorische Informationen vom Thalamus an die Amygdala geleitet, welche eine emotionale Bewertung vornimmt. Die Konsolidierung von Gedächtnisinhalten im Hippocampus ist mit der emotionalen Bewertung der Amygdala eng verknüpft, beide stehen unter normalen Bedingungen in ständiger Interaktion.

Im Zustand höchster Erregung sind die Prozesse des Hippocampus dysfunktional, die Aktivität in der linken Hemisphäre geht zurück; die Prozesse in der Mandelkernregion, der Amygdala, werden sensibilisiert, wobei die Aktivität in der rechten Hemisphäre sich erhöht. Im Zustand der akuten Bedrohung verläuft die Prozessierung und Speicherung von Information in einem Verarbeitungssystem mit direkten Bahnen zwischen Thalamus und Amygdala. So steht der neuroanatomische Schaltkreis schnellstens zur Verfügung, wenn es in einer bedrohlichen Situation vorrangig darum geht, eine emotionale Bewertung vorzunehmen und entsprechende Abwehrreaktionen zu aktivieren. Der Nachteil dieses Schnellweges ist, dass die molekularbiologischen Prozesse, welche die Funktionen von Amygdala und Hippocampus steuern, unter Extremstress funktionelle Störungen verursachen und schließlich die Funktionen des Hippocampus zum Erliegen bringen, die Verknüpfungen der integrativen Strukturen auseinanderbrechen, wodurch verhindert wird, dass die Informationen weitergeleitet werden können ins explizite Gedächtnissystem zur Weiterverarbeitung auf der kognitiven Ebene.

Die unterschiedliche Aktivität in Hippocampus und Amygdala konnte mit Hilfe von PET-Scans bei PTBS-Patienten während traumabezogener visueller Imagination sichtbar gemacht werden (PET = Positronen-Emissions-Tomografie). Das Nachlassen der Aktivität in der linken Hemisphäre mit Deaktivierung des Broca-Areals (Sprachzentrum), das die Funktion der verbalen Enkodierung hat, ist wohl eine Erklärung dafür, dass der extreme Horror in einer traumatischen Situation nicht in Worte gefasst werden kann. Parallel kam es zu einer erhöhten Aktivität des visuellen Kortex mit Auslösung von intrusiven Erinnerungen (Flashbacks), (Eckhardt-Henn/Hoffmann 2004, S. 22, 23).

An dem komplexen Regelkreis des Informationsverarbeitungsprozesses mit Trennung der Gedächtnisspeicherung in „Kognition“ und „Emotion“ sind unterschiedliche Neurotransmittersysteme beteiligt, die bei der Speicherung von Lernprozessen verstärkt herangezogen werden. Bei der Langzeitspeicherung kommt noch die Synthese neuer Proteine und das Herstellen von neuen synaptischen Verbindungen hinzu. Neurotransmitter, die wechselseitig hemmend aufeinander wirken und so die Prozesse des Bewusstseins und Gedächtnisses regulieren, bestimmen mit dieser Interaktion das Ausmaß der neuronalen Erregung in Kortex und Subkortex. Dysfunktionen sind immer auf der Grundlage ihres dynamischen Zu-

sammenwirkens zu verstehen.

Wird eine Information als Bedrohung wahrgenommen, so kommt es zur Freisetzung einer enormen Menge von Stresshormonen. Als erstes erfolgt die Ausschüttung von Adrenalin, nach einer zeitlichen Verzögerung die Ausschüttung von Kortisol. Die Amygdala vermittelt über Noradrenalin die indirekten Effekte des Adrenalin (indirekte Effekte, weil Adrenalin die Blut-Liquor-Schranke nicht passiert) und die direkten Effekte des Kortisol an die Prozesse der Gedächtniskonsolidierung im Hippocampus. Kortisol stellt einen Stressmediator dar mit protektivem Effekt bei extremer Stressbelastung. Bei kurzandauernder Stresseinwirkung scheint der Anstieg von Kortisol die Gedächtniskonsolidierung zu verstärken; ab einer bestimmten Konzentration kehrt sich das aber ins Gegenteil und wirkt eher schädlich auf die mnestiche Konsolidierung (Roozendaal, in: Eckhardt-Henn/Hoffmann 2004, S.28). Möglicherweise ist eine längere Dauer einer Erhöhung in der Kortisolkonzentration auch an strukturellen Schädigungen beteiligt.

Noradrenalin hat eine wichtige Funktion in der aktuellen Stressexposition. Durch die Aktivierung neokortikaler und limbischer Strukturen führt es zur Konsolidierung der Trauma-Erinnerung und bereitet ein grundlegendes Kampf-Flucht-Verhalten vor (McGaugh, in: Eckhardt-Henn/Hoffmann 2004, S. 23). Auch hier verändert sich ab einer bestimmten Konzentration die Wirkung: ein hypernoradrenerger Zustand führt zu einer Einschränkung der Funktionalität präfrontaler kortikaler Strukturen (Birnbaum et al., in: Eckhardt-Henn/Hoffmann 2004, S. 25).

Serotonin hat eine eher hemmende Wirkung auf die neuronale Aktivität und zentriert und pointiert die Wahrnehmung als Voraussetzung für eine flexible Realitätsorientierung (Kapfhammer). „Bei prolongiertem Stress kommt es relativ rasch zu einem Abfall der Serotoninkonzentrationen. Hieraus resultiert eine inadäquate Informationsverarbeitung; Zustände von Trance, Depersonalisation, Halluzination, Schlafstörung, Depression und Apathie können imponieren. Eine stressinduzierte serotoninerge Dysregulation führt auch zu einer Reihe von Verhaltensproblemen, einschließlich gestörter Impulskontrolle, aggressiver Durchbrüche und zwanghafter Reinszenierungen von traumabezogenen Verhaltensmustern“ (van der Kolk, in: Eckhardt-Henn/Hoffmann 2004, S. 25).

Die ausgeschütteten Opiode wirken hemmend auf die Schmerz Wahrnehmung und wirken beruhigend. „Eine über Opiode vermittelte psychomotorische Erstarrung und affektive Betäubung („freezing/numbing“) erlaubt möglicherweise dem Organismus, einen überwältigenden Stress nicht bei klarem Bewusstsein zu überstehen und auch die traumatische Erfahrung nicht exakt zu erinnern (Kapfhammer, in: Eckhardt-Henn/Hoffmann 2004, S. 26). Hohe Opiatkonzentrationen tragen auch zur Unterbrechung der Verbindungen im Amygdala-Hippocampus-Komplex bei.

Die zentralen Aspekte der grundlegenden Störungen in den einzelnen anatomischen Abschnitten der Gedächtniskonsolidierung sind nach Kapfhammer:

- Die thalamische Filterfunktion ist beeinträchtigt, die korrekte Weiterleitung der Information ist gestört.
- Die Enkodierungsprozesse werden nachhaltig gestört, was zu einer Trennung von emotionalen, kognitiven und autobiografischen Gedächtnissystemen führen kann.
- Die Amygdala ist unter Extremstress hyperaktiviert, die Hippocampusstruktur geht in ihrer Aktivität zurück; dabei strömen aber die neuroendokrinen Effekte immer weiter auf den Hippocampus ein; aus der extremen Überlastung resultieren erhebliche strukturelle und funktionelle Störungen.
- Traumatische Eindrücke werden oft ausschließlich über die Amygdala enkodiert, d. h.: Nur die affektiven Aspekte (Panik, Horror) werden enkodiert, es findet keine Kontextualisierung im Hippocampus und keine autobiografische Einordnung im präfrontalen Kortex statt.
- Über eine klassische Konditionierung entsteht ein „abnormes neuronales Trauma-Erinnerungsnetz“; später kann ein einzelner sensorischer Reiz (visuell, akustisch, olfaktorisch, gustatorisch, kinästhetisch), der mit dem traumatischen Ereignis (evtl. nur zufällig) in einem räumlichen oder zeitlichen Zusammenhang steht, immer wieder das gesamte Trauma-Erinnerungsnetz aktivieren (Kapfhammer, in: Eckhardt-Henn/Hoffmann 2004, S. 20).

Die funktionellen Störungen speziell des Thalamus führen zu dissoziativen Symptomen im Bereich der Wahrnehmung. Diese äußern sich in einer Veränderung des Zeiterlebens, sodass alles Geschehen wahrgenommen wird wie im Zeitraffer oder aber wie in Zeitlupe; Veränderungen der visuellen Wahrnehmung betreffen Farben, Formen und Größenverhältnisse in der Umgebung, und oft berichten Betroffene über das peritraumatische Phänomen der „Tunnelsicht“. Unter der Einwirkung von extremem Stress wird das Wahrnehmungsfeld eingengt und auf die wesentlichen Aspekte der Gefahr fokussiert. Es kann bei anhaltender Einwirkung der traumatischen Stressfaktoren sogar gänzlich desintegrieren. Auch die Schmerz Wahrnehmung ist reduziert oder es besteht Analgesie.

In der Phase der posttraumatischen Verarbeitung führen die funktionellen Störungen des Thalamus zu einer Veränderung der Schlafqualität: normalerweise bleiben im Schlaf die assoziativen und mnestiche Funktionen erhalten, während die Weitergabe sensorischer Information an den Kortex und limbische Strukturen (im Wachzustand durch die Thalamusfunktion gefördert) unterbrochen ist. Nächtliches Flashback-Erleben mit heftiger motorischer Erregung u. a. kennzeichnen den Zustand eines „Pavor nocturnus“ (Night Terror).

Dissoziative Symptome der Affektivität wie emotionale Betäubung, Angst- und Panikgefühle, sind verbunden mit der traumainduzierten Störung der Amygdala, wo affektive Zustände in somatischen Sensationen und visuellen Bildern enkodiert werden. Da die Enkodierung der affektiven Aspekte getrennt von einer Kontextualisierung im Hippocampus erfolgt, bildet sich ein abnormes neuronales

Netzwerk des impliziten Gedächtnisses, das in seiner Funktion an den jeweiligen Zustand gebunden bleibt.

Wie Untersuchungen zur „zustandsabhängigen Erinnerung“ (state dependent recall) zeigen, wird die Enkodierung traumatischer Information über die Vermittlung neurohormonaler Prozesse an die Physiologie des hohen Erregungszustandes gekoppelt und kann später häufig auch nur in Verbindung mit diesem wieder erinnert werden (Fischer/Riedesser 2003, S. 91). Emotionale Erinnerungen, die über die Amygdala vermittelt werden, sind äußerst löschungsresistent. Langanhaltende, sich fortlaufend wiederholende Traumatisierung kann den sog. „Kindling-Prozess“ anstoßen, ein Prozess der Sensitivierung, wobei der Betroffene gegenüber den Stressoren immer sensibler wird und letztlich ein minimaler Teilaspekt des Traumas als Trigger ausreicht, um das gesamte Trauma-Netzwerk zu aktivieren. Dabei ist für die Auslösung der typischen Intrusionen nicht mehr unbedingt ein „externer“ Reiz notwendig, sondern schon assoziierte Vorstellungen, Gedanken oder Träume reichen aus. Sensitivierungs- und Kindling-Prozesse sind vor allem für die Amygdala-Struktur sehr wahrscheinlich (Post et al., in: Eckhardt-Henn/Hoffmann 2004, S. 29).

Dissoziative Symptome des Gedächtnisses sind die Konsequenz des Zusammenbruchs der Funktionen des überlasteten Hippocampus. Eine Kategorisierung und Kontextualisierung ist nicht mehr möglich, wobei die Amygdala aber weiterhin die emotionalen Aspekte des Traumas enkodiert und konsolidiert. Traumatische Inhalte können so nicht mehr explizit erinnert werden, sie erscheinen dann in Form von Intrusionen (Flashbacks). In extremen Fällen kommt es zu einer kompletten hippocampalen Amnesie.

Anhaltende oder intermittierende neuronale Übererregung kann zytotoxische Effekte in Gang setzen, die zu einer negativen Auswirkung auf die mnestischen Funktionen haben, zum anderen auch hirnstrukturelle Veränderungen verursachen. In Untersuchungen mit der Technik des Neuroimaging ließen sich Zeichen einer Atrophie nachweisen. Die zytotoxischen Effekte sind möglicherweise irreversibel.

Extremstress kann auch den Temporallappen, der mit der Amygdala und dem Hippocampus in enger funktioneller Verbindung steht, so aktivieren, dass dies zu psychotischen oder psychoseähnlichen Zuständen führen kann. Charakteristisch für eine Störung der Funktion des Temporallappens sind dissoziative Symptome wie Depersonalisation und Derealisation sowie eine Störung des Identitätsgefühls.

Die klinischen Auswirkungen, die sich aus diesen Störungen ergeben, werden von Kapfhammer zusammengefasst:

- ein Nebeneinander von Hypermnesie und Amnesie,
- ein Überwiegen des konditionierten emotionalen Gedächtnisses zu Lasten eines narrativen autobiografischen Gedächtnisses,
- eine emotionale Bewertung von fragmentarischen sensorischen Informationen

noch vor einer bewussten emotionalen Wahrnehmung und adäquaten Realitätskontrolle,

- eine verzögerte Habituation und ein behindertes Neulernen,
- vorherrschende impulsartige Handlungen oder starke Rückzugstendenzen,
- ein betont perzeptiv-affektiver Erlebnisstil sowie ein überwiegender sensorimotorischer Reaktionsmodus (Kapfhammer, in: Eckhardt-Henn/Hoffmann 2004, S. 33, 34).

Die Ergebnisse aus den modernen Methoden der neurobiologischen Forschung erwecken leicht den Anschein, als könnten einzelne Phänomene des Erlebens in ganz spezifischen Hirnarealen lokalisiert werden. Die Tatsache, dass bestimmte Bewusstseinsphänomene sich auch durch direkte Stimulation ganz bestimmter Areale des Gehirns auslösen lassen, unterstützt diese Lokalisationsthese. Aber: „Der Schluss vom kausalen Hervorbringen auf die Lokalisierung bzw. auf die Identität von Erlebnissen mit umschriebenen physiologischen Prozessen (...) geht in die Irre“ (Fuchs 2008, S.75). Dadurch, dass das Gehirn regional spezialisiert ist, lassen sich Bewusstseinsprozesse zwar mit lokalen Aktivitäten verbinden, aber keine dieser Regionen kann alleine die Integrationsleistungen erbringen, die den Bewusstseinsprozessen zugrunde liegen. Auch außerhalb des Gehirns liegende Neuronenverbände sind daran beteiligt. Selbst bei spezifischen Funktionsausfällen aufgrund von lokalen Hirnläsionen lässt dieser Ausfall allenfalls den Schluss zu, „dass das Areal die notwendige, nicht aber schon die hinreichende Bedingung für eine Funktion darstellt. Zu ihrer Realisierung sind immer auch andere Areale und Verknüpfungen innerhalb des neuronalen Gesamtsystems erforderlich“ (Fuchs 2008, S. 72).

Konzept der traumatischen Reaktion – Das Phasenmodell von Mardi Horowitz

Die Phasen des heuristischen Verlaufsmodells der psychischen Traumatisierung sind nicht in einem zeitlichen, sondern in einem dynamischen Verhältnis zueinander zu verstehen. Es besteht ein Zusammenhang zwischen ihrer Ausprägung und dem Schweregrad der Traumatisierung sowie manifesten oder latenten psychischen Störungen vor der Zeit der Traumaexposition.

Die erste Phase (vgl. Fischer/Riedesser 2003, S. 62 ff.) kennzeichnet die „traumatische Situation“, in welcher dringend, oft aus Überlebensgründen, eine notwendige Handlung erforderlich, aber nicht möglich ist. Die gleiche Paradoxie liegt auch in der Phase der „traumatischen Reaktion“, die als ein komplexer Abwehrvorgang analog zur Immunreaktion eines Organismus verstanden werden kann mit dem Versuch, einen eingedrungenen Fremdkörper zu vernichten und auszuscheiden oder aber zu assimilieren. Wenn keine dieser Möglichkeiten funktioniert, geht die traumatische Reaktion über in den „traumatischen Prozess“.

Aber auch dann löst sich das Paradoxon nicht auf; im traumatischen Prozess werden die Phasen der traumatischen Reaktion „Vermeidung“ und „Intrusion“ gewissermaßen fixiert.

Der Klassiker unter den Erklärungs- und Beschreibungsversuchen ist das von Horowitz entwickelte Phasenmodell. Seine Arbeit zur Stress- und Traumatheorie („stress response syndroms“) erschien im Jahr 1976.

Horowitz beschreibt mehrere Phasen der traumatischen Reaktion, die jeweils nach einer „normalen Reaktion“ („stress response“) und einer „pathologischen Variante“ unterschieden werden, wobei mit „pathologisch“ nicht „krankhaft“ im üblichen Sinne gemeint ist, sondern einfach die Tatsache, dass auf eine überwältigende seelische Erschütterung ungewöhnliche Reaktionen folgen.

– **Phase I = peritraumatische Expositionsphase**

Normale Reaktion (NR): Aufschrei, Angst, Panik

Pathologische Variante (PV): Gefühle von absoluter Hilflosigkeit und Ausgeliefertsein; der Betroffene wird von seinen Emotionen regelrecht überflutet und überwältigt; die emotionalen Reaktionen eskalieren; es kann zu einer emotionalen Erstarrung (numbing) kommen.

– **Phase II = Verleugnungs-/Vermeidungsphase bzw. -zustand**

NR: Der Betroffene wehrt sich gegen Erinnerungen an die traumatische Situation; Ausblenden von Konsequenzen des Ereignisses.

PV: Jede Art extremen Vermeidungsverhaltens; oft nehmen Betroffene Medikamente, um den psychischen Schmerz zu betäuben und somatische Beschwerden zu lindern.

– **Phase III = Intrusionsphase bzw. -zustand**

NR: Gedanken oder Erinnerungsbilder drängen sich in das Bewusstsein.

PV: Erlebniszustände mit intrusiven Erinnerungsbildern; repetitive, intrusive Gedanken, Gefühle und Verhaltensweisen; Pseudohalluzinationen.

Die Phasen II und III sind nach Horowitz natürliche Phasen in der kognitiven Verarbeitung.

Die Verleugnung entspricht dem menschlichen Bedürfnis, die Wahrnehmungen zu unterdrücken und die damit einhergehenden überwältigenden Emotionen zu vermeiden. Vermeidung ist dann funktional, wenn die Erinnerungen bedrohlich für den Betroffenen werden. So wird eine Auseinandersetzung mit dem Trauma in kleine Teilschritten ermöglicht, die verkraftet werden können. Extreme Formen von Vermeidung verhindern eine vollständige Durcharbeitung des traumatischen Materials und sind darum dysfunktional. Die Erinnerungen an das Trauma bleiben dann in ihrer inkompatiblen Form erhalten, das Trauma bleibt „aktiviert“, wodurch es immer wieder ins Bewusstsein drängt.

„Dies kann in Form intrusiver Flashbacks, sich wiederholender Albträume sowie ungewollt sich aufdrängender Gedanken und Gefühle geschehen und zu einem teilweisen oder vollständigen Wiedererleben der Situation führen“ (Zitat: van der

Hart et al., in: Phillips/Frederick 2003, S. 307). Intrusion ist dann funktional, wenn die Aktivierung des traumatischen Materials der kognitiven Verarbeitung dient, eine Assimilation der traumatischen Botschaft und Akkommodation der bestehenden Schemata ermöglicht. „Die dissoziierten, mit höchster emotionaler Bedeutung geladenen Erinnerungsbilder oder -fragmente können so allmählich den Charakter eines physischen ‚Fremdkörpers‘ verlieren“ (Fischer/Riedesser 2003, S. 158). Intrusion ist dann dysfunktional, wenn der Betroffene regelrecht überflutet wird und pathologische Abwehrmechanismen ausgelöst werden.

Horowitz gilt als der Entdecker des biphasischen Charakters der traumatischen Reaktion mit ihrer ganz besonderen Dynamik: es ist der regelhafte Wechsel von Intrusion mit fortwährendem Wiedererleben des Traumas (→ completion tendency, der Versuch, das Trauma zu einem relativen Abschluss zu bringen) und Vermeidung (→ Kontrolle, um Reizüberflutung und Retraumatisierung zu verhindern). Die Phasen II und III werden hier gleichzeitig fixiert.

Nun können aber die Vermeidungsversuche nicht auf Dauer funktionieren. Mit der Zeit müssen immer stärkere Strategien entwickelt werden, um die Erinnerungen daran zu hindern, in die Bewusstseinssphäre zu dringen. In dem Moment, wo die Abwehr nicht mehr ausreicht, geht es in den Intrusionszustand. Je länger dieser Wechselzustand anhält, desto verzerrter können die Erinnerungen werden, desto bedrohlicher können sie wirken, desto wichtiger wird eine funktionierende Abwehr. Nur ein gut funktionierendes Kontrollsystem schützt vor einer andauernden Reizüberflutung.

Besonders starke Kontroll- bzw. Abwehrstrategien finden sich bei Opfern von Extremtraumatisierung (z.B. Folter), wo es zu einer „generellen Erstarrung der Persönlichkeit kommt mit Verlust der emotionalen Spontaneität“ (vgl. Fischer/Riedesser 2003, S. 129). Mit extremem Vermeidungsverhalten entwickeln sich mit der Zeit regelrecht phobische Charakterzüge.

Traumabezogene Erlebniszustände, die erstarrten Zustände mit ihren multiplen psychosomatischen Symptomen, sind die eingefrorenen Phasen („frozen states“) des Verarbeitungsprozesses mit ihren Wechselzuständen zwischen Intrusion und Vermeidung, wodurch die Dialektik des Traumas deutlich wird: das Gefangensein zwischen zwei Extremen. Einen Weg heraus gibt es nur über das kontrollierte Wiedererleben der traumatischen Situation.

– **Phase IV = Phase des Durcharbeitens**

Im günstigen Verlauf kann der biphasische Wechsel dazu führen, dass die traumatischen Erinnerungen schrittweise aufgearbeitet und integriert werden können (→ Synthese und Personifikation). In diesem Prozess werden die bestehenden Wissensschemata überdacht, in kleinsten Schritten umgearbeitet und mit den neuen Lebenserfahrungen in Einklang gebracht. Hierbei kann sich „ein Wachstumsprozess entwickeln, in dem die Erfahrung des Traumas ihren Platz findet (completion)“ (Butollo 1999, S. 94).

– Phase V = Relativer Abschluss

Von einem relativen Abschluss kann gesprochen werden, wenn die traumatische Erfahrung den Charakter eines „vitalen Diskrepanzerlebnisses“ verloren hat und diese mit dem Selbst- und Weltverständnis weitgehend in Einklang gebracht werden konnte. Damit ist der Betroffene dann in der Lage, die traumatische Situation in ihren wichtigsten Bestandteilen kontrolliert erinnern zu können. „Es bestehen keine Erinnerungsverzerrungen oder Abwehrprozesse. Reizkonstellationen, die an das Trauma erinnern oder traumabezogene Stimmungslagen können zugelassen und in ihrer Bedeutung erkannt werden“ (Fischer/Riedesser 2003, S.100).

Dissoziative Identitätsstörung und die Theorie der strukturellen Dissoziation

Das Konzept der Dissoziation beschreibt eine Unterbrechung der normalen mentalen integrativen Funktionen in den Bereichen des Gedächtnisses, der Wahrnehmung und der Identität als durchgängiges Muster mit – in Bezug auf die Identität – teilweise oder voll abgespaltenen Selbst-Zuständen.

Schon Janet postulierte in seiner Theorie der Dissoziation (1889), dass sowohl psychische als auch somatoforme Aspekte von Erfahrungen, Reaktionen und Funktionen in psychischen Subsystemen enkodiert werden. So werden die psychischen Variablen unter dem Begriff „psychoforme Dissoziation“ zusammengefasst, deren Manifestationen dissoziative Amnesie, Depersonalisation, Derealisation, Identitätsverwirrung und Identitätsfragmentierung sind. Der Begriff „somatoforme Dissoziation“ bezeichnet Symptome, die sich phänomenologisch auf den Körper beziehen und schließt die Phänomene ein, die in einem Mangel an Integration somatoformer Erfahrungen, Reaktionen und Funktionen begründet sind (vgl. Nijenhuis, in: Eckhardt-Henn/Hoffmann 2004, S. 94, 96).

Dissoziative Symptome finden sich bei vielen psychischen Erkrankungen wie PTBS, Borderline-Persönlichkeitsstörung, bei Angststörungen oder Depressionen. Ein durchgehendes dissoziatives Muster in allen drei Bereichen der mentalen Funktionen findet sich bei der Dissoziativen Identitätsstörung (DIS), welche als schwerste Form der dissoziativen Störungen eine eigenständige Störung darstellt. Im Bereich des Gedächtnisses besteht eine dissoziative Amnesie mit retrograden Erinnerungsdefiziten an wichtige Ereignisse aus der eigenen Biografie; im Bereich der Wahrnehmung des Selbst, des Körpers und der Umwelt bestehen Depersonalisations- und Derealisationserlebnisse; im Bereich der Identität finden sich eigenständige und alternierende Persönlichkeitsdimensionen.

Das diagnostische und statistische Manual psychischer Störungen (DSM – IV) der American Psychiatric Association (APA 1994) nennt als Hauptmerkmal der

DIS das Vorhandensein von mindestens zwei alternativen Persönlichkeitszuständen, die im Wechsel auf innere oder äußere Reize hin die Kontrolle über das Erleben und Verhalten der Person übernehmen und die sich in Alter, Geschlecht, im dominierenden Affekt, in ihrer Sprache, dem Wissen und besonderen Fähigkeiten unterscheiden. Für diese dissoziierten Aspekte der Gesamtpersönlichkeit besteht eine teilweise oder komplette Amnesie.

Verschiedene Persönlichkeitszustände können auch bei den weniger schweren Formen dissoziativer Störungen vorhanden sein, es bestehen aber dabei nicht so schwere Amnesien und die dissoziierten Persönlichkeitsanteile werden nicht als vom eigenen Selbst völlig getrennt erlebt.

Nach Kluft ist ein Selbst-Zustand ein abgegrenzter (unverbundener) Zustand und die „mentale Adresse eines relativ stabilen und überdauernden Musters der selektiven Mobilisierung mentaler Inhalte und Funktionen. (...) Der Selbst-Zustand ist in einem relativ stabilen (jedoch von Reiz und Reaktion abhängigen) Muster neuropsychophysiologischer Aktivierung organisiert (und damit assoziiert) und hat spezifische psychodynamische Inhalte. Der Selbst-Zustand funktioniert sowohl als Empfänger und Prozessor als auch als Speicherort für Wahrnehmungen, Erfahrungen und ihrer Verarbeitung in Verbindung mit früheren Ereignissen und Gedanken. Jeder Selbst-Zustand hat ein Gefühl der eigenen Identität, Vorstellungen von sich selbst sowie die Fähigkeit, Gedankenprozesse und Handlungen aufzunehmen“ (Kluft 1988, in: Eckhardt-Henn/Hoffmann 2004, S. 210f.).

Ein Wechsel („Switch“) vollzieht sich häufig eher unauffällig, kann aber auch gelegentlich von großer Angst oder kurzen Trancen begleitet sein. Der Betroffene hat das Gefühl, dass ein Switch außerhalb seiner eigenen Kontrolle liegt.

Die verschiedenen Selbst-Zustände funktionieren zustandsabhängig und zeigen auch zustandsabhängige posttraumatische Symptome, d.h. dass einzelne Symptome bei einzelnen Persönlichkeitsanteilen regelrecht abgeschaltet sind, was sich auch in Befunden neuroendokriner Untersuchungen zeigt. In einer Einzelfallstudie untersuchten Tsai et al. (1999) die neurophysiologischen Prozesse bei einem Wechsel von einem Selbst-Zustand in einen anderen. „Die Befunde legen nach Interpretation der Autoren die Vermutung nahe, dass bei einem Wechsel der Selbst-Zustände ein durch den Hippocampus vermittelter Prozess eine zentrale Rolle spielt und je nach Selbst-Zustand verschiedene umschriebene kognitiv-affektive Schemata aktiviert werden“ (Eckhardt-Henn/Hoffmann 2004, S. 212).

Die hochkomplexe Erkrankung der DIS wird verstanden als psychobiologische Antwort auf schwere Traumatisierung in der frühen Entwicklungsphase. In retrospektiven Studien bei DIS-Patienten werden in über 90 Prozent der Fälle traumatische Erfahrungen in der Kindheit in Form von schwerer Vernachlässigung, seelischer, körperlicher und sexueller Misshandlung angegeben (Deutsches Ärzteblatt, Heft 47, 2006).

Neue Forschungsergebnisse belegen, dass schwere traumatische Erfahrungen in der Kindheit mit einer Veränderung der biologischen Stress-Systeme und einer Beeinträchtigung der strukturellen Hirnreifung einhergehen. Eine chronische Aktivierung der biologischen Stressantwortsysteme durch persistierende Traumatisierung kann zu einer neuronalen Schädigung führen, die nicht reversibel ist (vgl. Untersuchungen De Bellis et al. 1999, Glaser 2000, in: Eckhardt-Henn/Hoffmann 2004, S. 81, 82).

Das emotionale und mentale System ist in den frühen Lebensjahren noch relativ unintegriert und die Grundlage für die Persönlichkeitsorganisation muss sich in dieser Zeit erst entwickeln. Kleinkinder brauchen für die Entwicklung ihres Selbstgefühls eine positive und sichere Interaktion mit ihren Bezugspersonen; nur so können sie erlernen, Befindlichkeitszustände zu modulieren und zu integrieren. Dass Kleinkinder einen relativ niedrigen Integrationsgrad besitzen, liegt zum einen daran, dass die Hirngebiete mit den eigentlichen integrativen Funktionen, Hippocampus und präfrontaler Cortex, noch nicht ausgereift sind, und zum anderen daran, dass noch keine inneren Wissensschemata entwickelt werden konnten. Der Hippocampus ist erst im Alter von drei Jahren voll entwickelt (Seress 1998, in: Reddemann/Hofmann/Gast 2004, S. 63); der orbitofrontale und präfrontale Cortex sogar erst nach 20 Jahren (Benes 1998, in: Reddemann/Hofmann/Gast 2004). Persistierende Traumatisierung beeinträchtigt diesen Entwicklungsprozess erheblich und damit auch die Entwicklung eines kohäsiven Bewusstseins und eines episodischen Gedächtnisses.

Die Schwere der psychischen dissoziativen Symptome korreliert also nicht nur mit der Dauer und Schwere der Traumatisierung, sondern auch mit dem Zeitpunkt des Beginns, wobei die ersten sechs Lebensjahre von besonderer Bedeutung sind. Diese Zeit stellt eine besonders empfindliche Phase der Hirnreifung dar.

Sexuelle und körperliche Gewalt sind die häufigste Art der Traumatisierung, meistens durch die am nächsten stehenden vertrauten Bezugspersonen. Das Fehlen jeglicher protektiver Faktoren und sozialer Unterstützung kommt hier verschärfend hinzu und solche Kinder durchleben die ganze Symptomatik der traumatischen Stressverarbeitung.

So entwickelt sich „ein dissoziatives Muster mit Amnesien, tranceartigen Zuständen, schnellem Wechsel von Stimmungen und Verhaltensweisen, Störungen der Affektregulation, Aufmerksamkeits- und Gedächtnisbeeinträchtigungen“ (Resch 1999, in: Eckhardt-Henn/Hoffmann 2004, S. 75). Ein Fortbestehen der Traumatisierungen in der weiteren Entwicklung lässt die psychopathologischen Phänomene eskalieren.

Schwere Traumatisierung und Vernachlässigung in der frühen Entwicklungsphase führt so zu einer Behinderung oder Verhinderung einer natürlichen Entwicklung der Integration emotionaler Systeme. Emotionale Systeme regeln mentale und verhaltensmäßige Aktionen in vielen alltäglichen Lebenssituationen und wer-

den darum auch Aktionssysteme genannt (vgl. Nijenhuis et al., in: Reddemann/Hofmann/Gast 2004, S. 47). Sie haben sich evolutionsgeschichtlich als psychobiologische Überlebenssysteme entwickelt und beinhalten verschiedene Arten von Subsystemen für die unterschiedlichen Anforderungen im Leben, wie z.B. Kampf-Flucht-Verhalten, Abwehr, Energieregulierung, Fürsorge u. a.

Aktionssysteme sind funktionale, begrenzt flexible, angeborene Handlungssysteme. Sie sind epigenetisch, also ein Resultat von genetischen Faktoren und Prägung durch Einflüsse aus der Umwelt im Verlauf der Entwicklung des Individuums.

Auf der Aufspaltung dieser Systeme basiert die Theorie der strukturellen Dissoziation, die Charles Samuel Myers schon 1940 in seinem Werk „Shell Shock in France 1914–1918“ aufgrund von Beobachtungen beschrieben hat, die bei den akut traumatisierten Soldaten im Ersten Weltkrieg gemacht wurden.

Bei dieser spezifischen Form der Dissoziation wechselt der Betroffene zwischen einer oder mehreren emotionalen Persönlichkeitsanteilen (EP) und dem anscheinend normalen Persönlichkeitsanteil (ANP). ANP und EP stellen unterschiedliche, nicht oder nicht vollständig integrierte psychobiologische Systeme dar, von denen jedes über ein eigenes Selbstempfinden verfügt. Die Aktionssysteme des ANP dienen der Erfüllung aller Funktionen des Alltagslebens. EP ist wesentlich konzentriert auf die Abwehr starker Bedrohung, besonders wenn es um die Bedrohung der körperlichen Unversehrtheit geht.

Das Vorhandensein von einem ANP und einem EP kennzeichnet die primäre strukturelle Dissoziation, wie sie typisch ist für die einfachen posttraumatischen Störungen. Der einzelne EP präsentiert hier alle Verteidigungssysteme. Bei der sekundären strukturellen Dissoziation zeigt sich eine weitere Fragmentierung des EP, was ein Hinweis ist auf eine schwerere Art und/oder eine längere Dauer der Traumatisierung. Hier erfüllen die einzelnen EPs jeweils verschiedene Defensivfunktionen. Nijenhuis et al. ordnen diese Form der Dissoziation den komplexen posttraumatischen dissoziativen Störungen zu. Bei der Dissoziativen Identitätsstörung (DIS) findet sich zusätzlich zur Fragmentierung der EPs auch eine Fragmentierung des ANP, eine Aufspaltung von mehreren Aktionssystemen, die Alltagsfunktionen erfüllen, was immer ein Zeichen für persistierende und Extremtraumatisierung ist. Diese Form charakterisiert die tertiäre strukturelle Dissoziation.

Die Fragmentierung kann aber in ihrer Komplexität noch weiter gehen. Es kann auch die Entwicklung einer parallelen sekundären strukturellen Dissoziation geben. Dies bedeutet die weitere Aufspaltung eines einzelnen EP in einen beobachtenden Teil und einen erlebenden Teil. Der beobachtende Teil fühlt sich dabei außerhalb des Körpers stehend und kann aus der Distanz auf den erlebenden Teil schauen. Auch eine Kombination aus verschiedenen Formen der Dissoziation unter einigen EP ist möglich.

Als ANP scheint ein Patient mit struktureller Dissoziation relativ unauffällig, aber bei näherer Beobachtung werden Anzeichen seiner Fragmentierung durch seine extreme Vermeidungshaltung mit teilweiser oder kompletter Amnesie deutlich; der ANP hat das Trauma und seine Folgen nicht integriert. ANP und EP entwickeln eine gegenseitige Phobie und versuchen, sich gegenseitig mit allen Mitteln zu vermeiden, manchmal wird eine regelrechte Verachtung deutlich. Diese Kräfte, die hier gegeneinander wirken, wirken auch gegen eine Integration und tragen zur Aufrechterhaltung der strukturellen Dissoziation und zu ihrer Chronifizierung erheblich bei.

Die EPs sind hauptsächlich eine Manifestation von Handlungssystemen, welche die Verteidigung im Falle von akuter Bedrohung vermitteln, andererseits auch Angst steuern, z. B. bei Trennung von nahen Bezugspersonen bzw. Pflegepersonen. Diese Systeme sind Überlebenssysteme und beeinflussen die psychischen und physischen Erfahrungen der EPs. Die traumatischen Erfahrungen aus der frühen Kindheit prägen ihre Form, die für einen Beobachter deutlich wahrnehmbar ist. Die EPs sind die Träger der traumatischen Information. Sie bleiben am Trauma und den assoziierten Erlebnissen fixiert.

Die Beeinträchtigungen des ANP im Alltagsleben durch Intrusionen eines EP können unterschiedlich stark sein. Manche werden immer wieder von der kompletten traumatischen Erinnerung überflutet, manche lediglich von Teilaspekten des Traumas, z. B. von bestimmten Körperempfindungen wie Schmerzen oder das Spüren von Fesseln, oder der ANP hört Stimmen von EPs, die und deren Botschaften äußerst beunruhigend wirken, weil der ANP ihren Ursprung nicht kennt. Besonders beängstigend empfinden Betroffene die „Zeitverluste“, wenn durch Aktivierung eines EP der ANP deaktiviert wird.

Es ist deutlich geworden, warum Betroffene das subjektive Empfinden haben, aus „vielen“ zu bestehen, eine „multiple Persönlichkeit“ zu sein; ein Begriff, der in der Vergangenheit zu vielen Missverständnissen geführt hat.

Als integrative Hintergrundtheorie bietet die Theorie der strukturellen Dissoziation eine Reihe von therapeutischen Interventionsmöglichkeiten aus verschiedenen theoretischen Konzepten.

In den 2006 aktualisierten ISSD-Guidelines (The International Society for the Study of Dissociation) werden sowohl ein phasenorientierter, schulenübergreifender traumatherapeutischer Behandlungsansatz als auch das aktive Einbeziehen der dissoziierten Persönlichkeitsanteile empfohlen.

Literatur

- Butollo, W. (1997): Traumatherapie. Die Bewältigung schwerer posttraumatischer Störungen, München.
- Butollo, W./Hagl, M./Krüsmann, M. (1999): Kreativität und Destruktion posttraumatischer Bewältigung. Stuttgart.
- Eckhardt-Henn, A./Hoffmann, S. O. (2004): Dissoziative Bewusstseinsstörungen. Stuttgart.
- Fischer, G./Riedesser, P. (2003): Lehrbuch der Psychotraumatologie. München.
- Fuchs, T. (2008): Das Gehirn – ein Beziehungsorgan. Stuttgart.
- Phillips, M., Frederick, C. (2003): Handbuch der Hypnotherapie bei posttraumatischen und dissoziativen Störungen. Heidelberg.
- Putnam, F. W. (2003): Diagnose und Behandlung der Dissoziativen Identitätsstörung. Paderborn. (Originalausgabe 1989)
- Reddemann, L./Hofmann, A./Gast, U. (Hrsg.) (2004): Psychotherapie der dissoziativen Störungen. Stuttgart.

Anschrift der Verfasserin: Marianne Addicks, Am Poggenbrink 20, 33611 Bielefeld.

„Im Knast bin ich ein anderer Mensch wie draußen.“

Die biografische Verarbeitung von Institutionserfahrungen

Zusammenfassung: Im Mittelpunkt des Beitrags steht die Wechselbeziehung zwischen einer eingriffsstarken sozialen Organisation, dem Gefängnis, und den biografischen Konflikterfahrungen von Menschen, die einen Freiheitsentzug erleben. Am Beispiel des Jugendstrafvollzugs für männliche Jugendliche und Erwachsene wird untersucht, wie die Ausnahmeerfahrung einer geschlossenen Unterbringung im Licht biografischer Erfahrungen verarbeitet wird. Dies wird auf der Grundlage von qualitativen Längsschnittstudien konkretisiert und anhand einer kurzen biografischen Fallvignette ausgeführt. Im Längsschnitt über mehrere Jahre zeigt sich, wie fein die Erfahrung von Geschlossenheit und lebensgeschichtlichen Konflikterfahrungen ineinander greifen, was die Spannung zwischen der tief greifenden Wirkung von Maßnahmen sozialer Kontrolle und dem biografischen Eigensinn des Subjekts verdeutlicht.

Das Gefängnis ist eine „totale Institution“ (Goffman 1973). Hier werden Menschen gezwungen, sich den rigiden Regeln einer autoritären sozialen Organisation zu unterwerfen, den Verlust eigener Handlungsspielräume zu verkraften, auf einen intimen Rückzugsraum zu verzichten und die Trennung von bedeutsamen Bezugspersonen zu überstehen. Die mit dieser existenziellen Autonomiekrisis verbundenen „Schmerzen des Freiheitsentzugs“ (Sykes 1958) mobilisieren die Abwehr des Subjekts und schlagen sich in kollektiven, gewaltförmigen Verteidigungshaltungen gegenüber der Institution, aber auch gegenüber anderen Insassen nieder. Solche Erkenntnisse klassischer Studien zu geschlossenen Institutionen haben auch gegenwärtig nicht an Gültigkeit verloren (vgl. den Überblick bei Liebling/Maruna 2005). Sie bestätigen sich in unserer eigenen Forschung zu den Gefängniserfahrungen männlicher Jugendlicher und Heranwachsender im Jugendstrafvollzug (Bereswill 1999; 2001; 2004; 2007a; Bereswill/Koesling/Neuber 2008). So unterstreicht auch die folgende Aussage eines jungen Mannes, der 2001 in einem offenen Interview mit einer Forscherin des Kriminologischen Forschungsinstituts Niedersachsen (KFN) über seine wiederholten Erfahrungen mit dem Freiheitsentzug spricht, den großen Einfluss, den die geschlossene Institution auf das Handeln ihrer Mitglieder hat: „Ich will mal sagen, im Knast bin ich ein anderer Mensch wie draußen.“

Der Satz klingt wie eine Illustration der These Erving Goffmans, dass die soziale Identität von Menschen sich in geschlossenen Institutionen zu wandeln beginnt, indem sie die Rolle von Insassen annehmen: Der Sprecher erlebt sich „drin-

nen“ – „im Knast“ – anders als „draußen“ und bringt auf den Punkt, welchen starken Einfluss eine soziale Organisation wie das Gefängnis auf sein Selbsterleben und seine Handlungsorientierungen hat. Lesen wir die Aussage im Kontext der interaktionstheoretischen Überlegungen von Goffman, sind das Selbsterleben und das soziale Handeln eines Menschen Ausdruck von kontextspezifischen Interaktionsprozessen, wie sie sich zwischen den Mitgliedern der geschlossenen Institution abspielen. In solchen Interaktionsprozessen werden soziale Bedeutungen ausgehandelt sowie gegenseitige Erwartungsunterstellungen abgeglichen – ein Prozess, in dessen Verlauf das einzelne Individuum sich seiner sozialen Identität vergewissert und diese ins Verhältnis zu den kontextspezifischen Erwartungen anderer setzt. Aus dieser Perspektive dokumentiert die zitierte Interviewsequenz die Erfahrung einer Veränderung im Übergang zwischen verschiedenen sozialen Räumen („drinnen“ und „draußen“).

Die interaktionstheoretische Sicht auf die Entstehung, Stabilisierung und Veränderung sozialer Identitäten lenkt unseren Blick auf die Wechselbeziehung zwischen institutionellen Vorgaben, individuellen Handlungsspielräumen und intersubjektiven Aushandlungsprozessen, beispielsweise zwischen Insassen und Personal oder zwischen Insassen. Es handelt sich um eine soziologische Perspektive, die die Mikroprozesse sozialen Handelns in konkreten Kontexten in den Blick nimmt. Das Gefängnis formt somit das Handeln seiner Mitglieder, sie formen und verfestigen aber auch die Regeln dieser Institution, indem sie sie interaktiv ausgestalten (Goffman 1994).

Diese mikrosoziologische Sicht auf das Verhältnis von Struktur und Handeln ist hilfreich, um die soziale Ordnung einer Institution aus einer Akteursperspektive zu verstehen. Zugleich wird die Bedeutung biografischer Erfahrungen für das soziale Handeln von Menschen im interaktionstheoretischen Zugang unterschätzt. Anders gesagt, bleibt die Bedeutung vergangener Erfahrungen für die Verarbeitung aktueller Erfahrungen und die damit verbundene Temporalität sozialen Handelns ausgeblendet; Eigensinn und Widersprüchlichkeit biografischer Subjektivität treten hinter die Kontextabhängigkeit sozialen Handelns und die situative Rollenformigkeit sozialer Identität zurück. Um der Wirkung einer geschlossenen Unterbringung aus der Perspektive von Insassen auf die Spur zu kommen, ist aber gerade die Verarbeitung dieser spezifischen Erfahrung des Autonomieverlusts durch das Subjekt entscheidend. Mit diesem Einwand wird die intersubjektive Perspektive des interaktionstheoretischen Blicks auf soziales Handeln in Institutionen überschritten und der Blick auf die intrasubjektive Dimension sozialer Erfahrungen gelenkt. Die subjektiven Verarbeitungsmuster eines Freiheitsentzugs stehen dabei im Zusammenhang lebensgeschichtlicher Konflikterfahrungen, die in den schematischen Rollenerwartungen der geschlossenen Institution nicht aufgehen, durch deren Einfluss aber auch nicht ausgelöscht oder komplett umgeschrieben werden.

Greifen wir die Aussage des jungen Mannes, er sei „im Knast“ ein Anderer als „draußen“ aus dieser biografischen Perspektive wieder auf, bezieht seine Feststellung sich auf aktuelle Erfahrungen mit Inhaftierung, Entlassung und erneuter Inhaftierung. Seinen Sinn bezieht der beschriebene Kontrast im Selbsterleben aber im Kontext von lebensgeschichtlich generierten Verarbeitungspotenzialen im Umgang mit der für Haftentlassene sehr typischen Erfahrung des starken Bruchs zwischen „drinnen“ und „draußen“.

Aus einer subjektbezogenen, biografischen Forschungsperspektive auf die Erfahrung einer geschlossenen Unterbringung ist zu fragen: Wie greifen Inhaftierte die Erfahrung von Geschlossenheit auf? In welche lebensgeschichtlichen Prozesse intervenieren die Maßnahmen des Jugendstrafvollzugs? Wie gestalten Menschen ihr Leben nach einem solchen institutionellen Eingriff und an welche biografischen Erfahrungen knüpfen sie dabei an?

Solchen Fragen sind wir in unseren von 1998 bis 2007 durchgeführten qualitativen Längsschnittstudien zu den Gefängniserfahrungen ost- und westdeutscher junger Männer nachgegangen. Im Mittelpunkt der Forschung stand die langfristige Wirkung eines Freiheitsentzugs auf das weitere Leben junger Männer. Hierfür haben wir mit 43 Inhaftierten über ihre Haft und über ihre Lebensgeschichten gesprochen; mit 30 von ihnen konnten wir auch nach ihrer Entlassung regelmäßig weiter sprechen (in 15 Fällen trafen wir unsere Untersuchungsteilnehmer über neun Jahre hinweg wieder; die Interviews wurden von der Autorin des Artikels und von Almut Koesling geführt). Die Stärke eines solchen Zugangs liegt darin, dass wir sowohl fallübergreifende Strukturmerkmale des Gefängnisses als auch einzelfallspezifische Aspekte des Freiheitsentzugs herausarbeiten und über mehrere Jahre vergleichend untersuchen können (Bereswill 2006).

Im vorliegenden Text wird ein Ausschnitt aus dieser Forschung aufgegriffen, um den Ertrag einer biografischen Untersuchungsperspektive zu verdeutlichen. Zunächst werden die Studien des KFN eingeführt, und der biografische Untersuchungsansatz wird im Hinblick auf die Besonderheiten einer Längsschnittstudie dargelegt. Anschließend werden unterschiedliche biografische Verarbeitungsmuster des Freiheitsentzugs skizziert und anhand einer kurzen Fallvignette vertieft. Im Ausblick des Textes wird der Frage nachgegangen, was Forschung und Praxis durch den Einsatz von biografischen Methoden gewinnen können.

Prozesse rekonstruieren und weiter verfolgen – Längsschnittforschung

Längsschnittstudien gewähren die seltene Chance, soziale Prozesse über einen längeren Zeitraum zu untersuchen. Der vorliegende Text schöpft aus der außerordentlichen Möglichkeit, dies aus einer qualitativen, interpretativ angelegten Untersu-

chungsperspektive verfolgen zu können. Er bezieht sich auf zwei aufeinander folgende Studien des Kriminologischen Forschungsinstituts Niedersachsen. Die erste, mit dem Titel „Gefängnis und die Folgen“, befasste sich mit den Auswirkungen einer ersten Strafhaft auf die weitere Entwicklung männlicher Jugendlicher und Heranwachsender. Sie wurde von 1997–2004 von der VolkswagenStiftung unterstützt und umfasste neben der qualitativ-biografischen Studie auch einen quantitativen Untersuchungsteil, auf den im Folgenden nicht weiter eingegangen wird (zu den Publikationen des gesamten Projekts und den Folgeprojekten vgl. die Angaben auf der Homepage des KFN: <http://www.kfn.de> (25.1.2008)). Die zweite Studie mit dem Titel „Labile Übergänge“ wurde von der Stiftung Deutsche Jugendmarke finanziert und widmete sich den Integrationskonflikten und Potenzialen junger Männer mit Hafterfahrungen, indem ihre Integration in Ausbildung und Arbeit untersucht wurde (vgl. die Publikation der Ergebnisse bei Bereswill/Koesling/Neuber 2008).

Beide Untersuchungen umfassen ausführliche offene Leitfadeninterviews mit jungen Männern aus Ost- und Westdeutschland. Sie wurden zunächst, 1998 und 1999, im Jugendstrafvollzug interviewt und erzählten in einem ersten themenzentrierten Interview über ihre Alltagserfahrungen im Gefängnis, ein bis zwei Wochen später in einem zweiten Leitfadeninterview über ihre Lebensgeschichten vor der Inhaftierung im Jugendstrafvollzug und ein halbes Jahr nach ihrer Entlassung über ihre Situation nach der Inhaftierung. Diese themenzentrierten Längsschnittinterviews wurden dann im Abstand von einem Jahr weiter fortgesetzt. (Zur methodischen Anlage der Studie vgl. die ausführlichen Erläuterungen bei Bereswill 1999).

Die qualitativen Daten umfassen eine komplexe zeitliche Struktur: Sie erlauben uns, biografische Entwicklungen zu rekonstruieren, wobei diese Rekonstruktion nicht auf wahre Geschichten, sondern vielmehr auf die Selbstinterpretationen unserer Gesprächspartner zielt. Anders gesagt, konstruieren diese ihre Lebensgeschichten im interaktiven Prozess des Interviews. Ihre Erzählungen sind zum einen das Resultat einer konkreten, kontextabhängigen Forschungsinteraktion, auf deren Setting der Erzähler sich ein- und seine Selbstdarstellung abstimmt. Unter Bezug auf einen psychodynamisch angelegten Subjektbegriff sind diese Erzählungen zugleich aber der Ausdruck von lebensgeschichtlichen Erfahrungskonstellationen, die in den Interaktionsmustern und den Geschichten des Erzählers nachwirken und sich nicht beliebig uminterpretieren lassen. Dies zeigt sich über die Jahre des Längsschnitts, wenn Interaktionsmuster sich wiederholen, aber auch verändern und unabgeholte Konflikte und Wünsche sich immer wieder Bahn brechen. Mit dem Längsschnitt kommt eine weitere Zeitperspektive ins Spiel – die der nahen Vergangenheit zwischen zwei Interviewterminen, verbunden mit geteilten Erinnerungen an vergangene Forschungsbegegnungen.

Die unterschiedlichen Dimensionen lebensgeschichtlicher Temporalität, die eine Längsschnittuntersuchung charakterisieren, verweisen auf grundsätzliche Herausforderungen biografischer Forschung: In welchem Verhältnis stehen Erfahrung, Erinnerung und Erzählung zueinander? Diese grundsätzliche Frage nach der Struktur und den Sinnebenen biografischer Daten lässt sich theoretisch unterschiedlich beantworten. Die Interviews unserer Studien wurden unter Bezug auf eine psychodynamische Version biografischer Subjektivität ausgewertet, womit die Aufmerksamkeit sich auf das Wechselspiel von bewussten und unbewussten lebensgeschichtlichen Konflikten und ihrer ungleichzeitigen Struktur konzentriert (Lorenzer 1988; Leithäuser/Volmerg 1988; Bereswill 2007b). Die biografische Aneignung sozialer Wirklichkeit ist demnach ein dynamischer, konflikthafter Prozess, in dessen Verlauf vergangene, gegenwärtige und zukünftige Zeitperspektiven immer neu zueinander ins Verhältnis gesetzt werden. Anders gesagt, konstituieren die vergangenen Erfahrungen eines Menschen nicht nur seinen gegenwärtigen und seinen zukünftigen Entwurf von sich selbst; ebenso können auch gegenwärtige Erfahrungen vergangene umformen (Becker-Schmidt 1994), wobei es sich nicht um bewusste Vorgänge handelt.

Wird dieser theoretische Gedanke auf die Erfahrung eines Gefängnisaufenthaltes übersetzt, zeigt sich die komplexe Verarbeitungsleistung des Subjekts: Die Erfahrung des Autonomieverlusts trifft auf vergangene Erfahrungen mit Autonomie, Abhängigkeit und Bindung, die das Subjekt in seiner Handlungs- und Konfliktfähigkeit konstituieren. Zugleich werden diese vergangenen Erfahrungen aktualisiert und unterliegen einer erneuten Bearbeitung durch das Subjekt. Wie bereits angedeutet, wird Subjektivität aus dieser Perspektive als das Resultat einer doppelten und ineinander verschränkten Bewegung gedacht: Sie basiert auf Intersubjektivität, auf den kognitiven und affektiven Austauschbeziehungen zwischen Menschen. Zugleich ist Subjektivität der Ausdruck von Intrasubjektivität, einer eigensinnigen Dynamik im Subjekt. Die Vergesellschaftung von Menschen, verbunden mit der subjektiven Aneignung institutioneller Handlungshorizonte, ist demnach ein dynamischer Prozess, in dessen Verlauf bewusste und unbewusste Konflikte des Subjekts und widersprüchliche gesellschaftliche Erwartungshorizonte sich aneinander brechen (Adorno 1955; Erdheim/Nadig 1991; Bereswill/Ehlert 1996). Biografische Handlungsmuster werden als Konfliktmuster untersucht, deren Tiefenstruktur nicht offen vor uns liegt, aber mit Hilfe hermeneutischer Verfahren rekonstruiert werden kann.

Aus einer Lebenslaufperspektive betrachtet sind Biografien subjektiv gestaltete Chancenstrukturen. Die konkreten Chancen, die Menschen gesellschaftlich eingeräumt werden, begrenzen und öffnen ihre inneren Spielräume der Transformation, aber auch Reproduktion lebensgeschichtlicher Konflikte. Dies gilt besonders für die Adoleszenz, in der psychodynamische Entwicklungsprozesse und gesellschaftliche Integrationsanforderungen aufeinander treffen. Dies gilt verschärft für

die Gruppe junger Männer, deren biografische Entwicklung wir in unseren Studien verfolgen können: Ihre Biografien im Werden sind durch zahlreiche psychosoziale Belastungen gekennzeichnet. Betrachten wir gesellschaftliche Integrationsanforderungen und die Integrationskonflikte junger Inhaftierter, sehen wir eine sozial besonders verwundbare und von langfristiger Ausgrenzung bedrohte Gruppe junger Männer (dies gilt auch für junge Frauen, die durch Straffälligkeit auffallen, über die wir aber gegenwärtig wesentlich weniger wissen). Die Autonomie- und Adoleszenzkonflikte dieser Heranwachsenden, die zugleich als Männlichkeitskonflikte verstanden werden müssen, werden in der geschlossenen Institution Jugendstrafvollzug weiter zugespitzt, nicht aber gelöst (was eine geschlossene Institution grundsätzlich nicht leisten kann). Diese Dynamik wird im nächsten Abschnitt empirisch weiter ausgelotet.

Geschlossenheit im Kontext biografischer Diskontinuität

Betrachten wir die Interviewerzählungen über das Gefängnis, wird deutlich: Der institutionelle Eingriff in die eigene Handlungsökonomie ist schmerzhaft und bedrohlich. Er wird von fast allen Gefangenen als demütigend erlebt. Aus der Sicht vieler Heranwachsender sind die Regeln des Strafvollzugs eine autoritäre Provokation. Sie fühlen sich ungerecht behandelt und sind empört über alltägliche Bevormundungen, denen sie nicht ausweichen können. Gleichzeitig zeigen unsere qualitativen Längsschnittinterviews, dass die Gefängnisbilder unserer Untersuchungsteilnehmer nicht nur negativ sind – dies ändert sich auch nach ihrer Entlassung nicht. Natürlich betonen alle die schmerzhaften Einschränkungen, mit denen sie sich arrangieren müssen. Trotzdem schildern sie positive Lernprozesse, verbunden mit einem Zuwachs an Handlungsmöglichkeiten und mit der Hoffnung auf gesellschaftliche Integration. Für viele Inhaftierte ist das Gefängnis ein zwiespältiger Ort, was im folgenden Resümee eines Entlassenen deutlich wird. Er sagt: „Das Gefängnis ist ein Loch, aber es war das Beste, was mir passieren konnte.“

In der geschlossenen Institution wird Zwang ausgeübt – nicht zuletzt auch zwischen Gefangenen. Darauf spielt der Erzähler mit dem Bild vom „Loch“ an. Gleichzeitig öffnen sich Entwicklungsfreiräume, die ein verändertes und besseres Leben versprechen: aus dem Drogenkonsum aussteigen, Schule oder Ausbildung abschließen und die Möglichkeit, auf das eigene Leben zu reflektieren – dies sind zentrale Motive, die in den Interviews während der Inhaftierung immer wieder zur Sprache kommen, auch nach Rückfällen.

Eine Inhaftierung wird von Inhaftierten als „letzte Chance“ gesehen, als Beginn eines „zweiten Lebens“ oder als Möglichkeit, „das eigene Leben in die Hand zu nehmen“ (so lauten typische Aussagen aus verschiedenen Interviews). Viele Heranwachsende begreifen das Gefängnis als ein Entwicklungsversprechen – trotz

ihrer Angst, Kritik oder Wut. Die rigiden Strukturvorgaben der Institution geben Orientierung und Halt. Sie wecken Wünsche nach mehr eigener Struktur: Die Heranwachsenden werden an die Hand genommen und haben gerade deshalb das Gefühl, ihr Leben nun auch selbst in die Hand nehmen zu können. Die Erfahrung, im Gefängnis festgehalten zu werden, schmerzt. Gleichzeitig ruft sie intensive Hoffnungen auf Veränderungen und Halt hervor.

Für viele junge Männer schlägt diese Hoffnung nach ihrer Entlassung in Enttäuschung um. Ihre neu gewonnene Struktur ist fragil und bricht schließlich in sich zusammen. Der Zugewinn an Handlungsfähigkeit bleibt auf den geschlossenen Rahmen beschränkt. Die Erfahrung von mehr Handlungsfähigkeit unter sozialer Kontrolle lässt sich nicht unmittelbar auf offene Situationen übertragen. Ohne die strenge Hand der kontrollierenden, aber auch versorgenden Institution fällt es schwer, das Leben in die eigenen Hände zu nehmen. Das folgende Zitat gibt Einblick in diesen Konflikt: „Ich fand’s drinne besser. (...) Weil, ich hatte weniger zu tun, ich musste nich’ andauernd zum Arbeitsamt, ich bin arbeiten gegangen, hab’ mein Geld gekriegt (...), irgendwie war’s drinne leichter“. In diesem Fall schlägt die im Gefängnis umkämpfte und ersehnte Autonomie nach der Entlassung in hilflose Abhängigkeit um. Der junge Mann kehrt in seine gewohnten Zusammenhänge zurück, ist bald wieder in Devianzkonflikte verwickelt und wird schließlich (mehrfach) erneut inhaftiert.

Auch in anderen Fällen zeigt sich die Entlassung aus dem Gefängnis als eine Schwelle, deren Überquerung scheitert. Der individuelle Anpassungskonflikt wird durch die soziale Marginalisierung der meisten jungen Männer zugespitzt: Wie sollen sie das gesellschaftlich immer noch dominante Ideal des Erwerbsarbeiters erreichen? Auf welche alternativen Männlichkeitsideale können sie sich beziehen? Wie lassen sich Wünsche nach mehr Selbstständigkeit modifizieren, statt sie einfach nur aufzugeben? Solche Fragen und Unsicherheiten, die nach einer Entlassung auf den Einzelnen einströmen, müssen nun in einem offenen Rahmen bearbeitet werden. Dieser Rahmen ist in vielen Fällen organisatorisch abgesteckt und gut vorbereitet – die Erfahrung des inneren Strukturverlusts wird aber nur in wenigen Fällen angemessen aufgefangen (vgl. Bereswill/Koesling/Neuber 2008). Dies illustriert die eingangs bereits zitierte Beschreibung von jemandem, der auf seine Entlassungserfahrungen zurückblickt und sagt: „Drinne bin ich ein anderer Mensch als draußen.“

In solchen Fällen wird die Entlassung als ein totaler Bruch erlebt. Der Übergang zwischen verschiedenen Erfahrungsräumen ist eine Überforderung. In vielen Fällen interveniert ein Freiheitsentzug in Lebensgeschichten voller Diskontinuität. Die Strategien und Maßnahmen des Jugendstrafvollzugs treffen auf biografische Handlungsmuster, die durch Abhängigkeit, Bindungslosigkeit und eine hohe Eingriffsintensität von Institutionen geprägt sind. Es sind Erfahrungen mit wechselnden Bezugspersonen, wechselnden Institutionen sowie mit instabilen Beziehungs-

und Erziehungsmodalitäten. Sie spiegeln sich in Handlungsorientierungen, die zwischen dem Streben nach vollkommener Unabhängigkeit und passiver Abhängigkeit von vorgegebenen Strukturen hin- und herdriften. Diese Autonomiekonflikte sind häufig von Sucht- und Gewaltkonflikten begleitet.

In solche biografischen Muster greift die geschlossene Institution ein und verspricht Struktur, Beständigkeit und Bindung. Es ist eine intensive Hoffnung, die nicht in Erfüllung geht. Die Erfahrung, an den eigenen Wünschen nach Autonomie und Bindung zu scheitern, wird so nicht das erste Mal gemacht, auch wenn die Erfahrung von radikaler Geschlossenheit für viele Heranwachsende neu ist.

Unsere biografischen Längsschnittinterviews mit Inhaftierten zeigen, wie fein die institutionelle Erfahrung von Geschlossenheit und lebensgeschichtliche Erfahrungskonstellationen ineinander greifen. Dabei zeichnen sich unterschiedliche Verarbeitungsmuster ab. Nur wenige Inhaftierte begreifen den Freiheitsentzug als einen inneren Wendepunkt. Sie sprechen über ihre persönliche Veränderung, auch in Beziehung zu signifikanten Bezugspersonen, vor allem außerhalb der Institution. Entscheidend ist dabei, dass es sich um Beziehungskontinuitäten handelt, die Beziehungsqualitäten sich aber verändern – nicht zuletzt durch die gemeinsame Auseinandersetzung mit der durch die Delinquenz des Inhaftierten ausgelösten Situation.

Im Kontrast zu diesem selbstreflexiven und bindungsorientierten Muster einer Autonomie in Beziehung zeigt sich sehr viel häufiger, dass der Freiheitsentzugs als eine Kontinuität der bereits erwähnten biografischen Diskontinuität erlebt wird: Für viele unserer Gesprächspartner ist der Gefängnisaufenthalt die Fortsetzung institutioneller Wechsel und biografischer Brüche. Wenn der bereits mehrfach zitierte junge Mann nach seiner erneuten Inhaftierung sagt: „Hätten sie mich früher in den Knast gesteckt, wäre ich heute schon ein Stück weiter“, stimmt er in einen gesellschaftlich wohl bekannten Kanon ein – in den Ruf nach mehr Härte, nach dem kurzen scharfen Schock, verbunden mit einem punitiven Modell von Erziehung. Im Kontext der Lebensgeschichte des Erzählers erweist sich sein Vorwurf gegenüber einem zu laschen Justizsystem aber als Ausdruck einer tiefen Enttäuschung über das eigene Scheitern an brüchigen Bindungen in häufig wechselnden institutionellen Kontexten. Wir haben diesen jungen Mann in unserer Studie Clemens Dettmer genannt. Seine Interviewerzählungen stehen exemplarisch für einen biografischen Grundkonflikt, den viele unserer Untersuchungsteilnehmer teilen. Seine Biografie ist voller Brüche und Wechselfälle, begleitet von intensiven Erfahrungen in verschiedenen Institutionen. Wie das Gefängnis in eine solche Konstellation hineinwirkt, wird nun anhand einer kurzen Fallvignette zu den Erzählungen von Clemens Dettmer betrachtet.

Begrenzte Autonomie und unabgeholte Abhängigkeit

Wie erlebt Clemens Dettmer den Freiheitsentzug? Wie verarbeitet er diese Intervention im Kontext seiner biografischen Konfliktverläufe? Schon im ersten Interview, 1999, betrachtet er das Gefängnis als eine Institution, die ihn zwingt, sich zu verändern. Dieser existenzielle Einschnitt in seine Biografie hängt eng mit seiner Abstinenz von Drogen zusammen. Er spricht im Gefängnis über das Gefängnis und sagt: „Im Kopf bin ich klarer geworden. Ich mach meine Schule hier alles Ein- und Aus, das ist überhaupt kein Thema. Und ich brauch keine Drogen. Deswegen ist [es] auch so ein Pluspunkt, dass ich in den Knast gekommen bin, denke ich mal. Draußen ich hätte Drogen genommen, wahrscheinlich immer noch mit Sicherheit, ich wär nicht davon losgekommen, ist klar.“

Das Gefängnis hat Clemens ernüchert und ermöglicht ihm Erfahrungen mit seiner Leistungsfähigkeit. Bemerkenswert ist seine absolute Haltung. Das Gefängnis ist der einzige Ort, an dem er nüchtern werden kann. Dabei liegt es aus seiner Sicht zukünftig nur an ihm, ob sein Streben nach einer radikalen Veränderung erfolgreich sein wird. Er sagt: „Ich werd mein eigenes Ding durchziehen“. Mehrfach betont er, dass er nach der Haft auf niemanden angewiesen sein möchte, wobei vor allem Vertreter der Jugendhilfe gemeint sind. Seine Haftentlassung antizipiert er als einen Schritt in die absolute Unabhängigkeit. Die einzige Bezugsperson, die er nach seiner Entlassung in Anspruch nehmen möchte, ist seine Mutter. Bei ihr will er vorübergehend wohnen, bis er eine eigene Wohnung findet.

Wie geht es nun nach der Entlassung tatsächlich weiter? Im ersten Längsschnittinterview, zwei Jahre später, schildert Clemens Dettmer schon seinen Entlassungstag als direkte Rückkehr in alte Gewohnheiten. Er betrinkt sich zuerst im Kreis der mütterlichen Familie, um anschließend mit einem alten Kumpel Kokain zu konsumieren. Schließlich kommt es zu Gewaltkonflikten und einer erneuten Inhaftierung vier Monate nach seiner Entlassung.

Seinen Rückfall begründet er im ersten Längsschnittinterview (2001) mit einer unüberbrückbaren Diskrepanz zwischen seinem Verhalten und dem der anderen und sagt: „Ich für meinen Teil hatte mich verändert, aber die Leute draußen haben sich nicht verändert.“ Hier zeigt sich die Kehrseite seines absoluten Autonomieideals. Es ist seine umfassende Abhängigkeit von anderen. Dieser Bruch in seinem Selbsterleben ist zugleich Ausdruck einer Kontinuität. Sein Handeln richtet sich vollkommen nach äußeren Anforderungen und ist den wechselnden Kontexten angepasst.

Das Handlungsmuster der Anpassung verweist auf einen biografischen Entwicklungsprozess, bei dem ein hohes Maß an diskontinuierlichen Beziehungen und Aufenthaltsorten sowie wechselnde Beziehungsmodalitäten einander verstärken. In seinem biografischen Rückblick übernimmt Clemens Dettmer die Sicht seiner Mutter und sieht sich mit ihr gemeinsam als Opfer des Jugendamtes, das ihn

sehr früh in einer Pflegefamilie untergebracht hat. Die Tatsache, dass er von der Pflegemutter misshandelt wurde, verstärkt sein Opferbündnis mit der leiblichen Mutter. Seinen Umzug aus der Pflegefamilie ins Heim – als er 13 Jahre alt ist – schildert er aber nicht nur als eine Befreiung aus Gewalt. Vielmehr betont er rückblickend seine Irritation über den veränderten Umgang mit, wie er es selbst sagt, „Grenzen“. „Ja, dass es da nicht unbedingt irgendwelche Grenzen gibt, ne, kann machen was man will. Selbst wenn man Mist baut, die Leute holen einen da wieder raus.“

Clemens erweist sich hier als Experte des pädagogischen Diskurses zu abweichendem Verhalten. Es gibt kaum einen Begriff, der hier mehr strapaziert wird als der der „Grenzen der Erziehung“. Seine Irritation geht in dieser Diskursfähigkeit aber nicht auf. Es ist die Irritation über den verständnisvollen Umgang von Pädagoginnen und Pädagogen mit dem eigenen abweichenden Verhalten, das in der Pflegefamilie hart sanktioniert wurde. Sein Erstaunen schlägt zwei Jahre später, im ersten Längsschnittinterview, in einen offenen Vorwurf gegenüber der Jugendhilfe um, wenn er meint: „Ich denke, wenn man mich vorher schon zur Abschreckung in den Knast gesteckt hätte, wär es, glaube ich, gar nicht so weit gekommen. Dann hätte ich vorher schon ein bisschen mehr Zeit zum Nachdenken gehabt so. Wäre ich heute schon ein Stückchen weiter.“

Im Längsschnitt und unter dem Eindruck seines Rückfalls verstetigt sich Clemens Dettmers Empfinden, dass die geschlossene Institution einen tief greifenden Einfluss auf ihn nimmt. Mit seinem Vorwurf an die Instanzen sozialer Kontrolle, sie hätten schon früher zu diesem Mittel greifen sollen, delegiert er sein Scheitern an Professionelle. Sie haben versagt und seine Entwicklung aufgehalten, weil sie ihn zu spät eingesperrt haben. Der vorwurfsvolle Wunsch nach früherer Härte und Abschreckung verweist eindrucksvoll auf seine Erfahrung, sich in der geschlossenen Institution wesentlich handlungsfähiger zu fühlen als außerhalb.

Im Mittelpunkt dieses Handlungsmusters steht die Verarbeitung lebensgeschichtlicher Brüche, verbunden mit sehr gegenläufigen Bindungserfahrungen. Die psychodynamische Brisanz solcher Konflikte wird durch die Inhaftierung wieder aktualisiert und gleichzeitig verfestigt: Inhaftierung und Entlassung sind abrupte Wechselschritte zwischen „drinnen“ und „draußen“. Sie haben tatsächlich den Charakter von übergangslosen Brüchen, die im inneren Erleben des Subjekts überbrückt werden müssen – das gilt für alle Inhaftierten.

Im Fall von Clemens stiftet die rigide äußere Struktur der Institution ein Gefühl von innerer Strukturierung, das dem Moment der Entlassung nicht standhält. Er vollzieht den abrupten Umschwung zwischen „drinnen“ und „draußen“ nach, ohne auf einen inneren Übergangsraum oder intersubjektive Strukturierungsangebote zurückzugreifen. Die damit verbundene Belastung bewältigt er durch erneute Anpassung und Betäubung.

Hinter seinem Wunsch nach mehr Rigidität zeigt sich der nach einer strukturierenden und haltenden Umgebung, die ihm eine andere Entwicklung ermöglicht. Es ist der Wunsch nach kontinuierlichen Bindungen, aus denen Entwicklungschancen und Autonomiepotenziale erwachsen, die den wechselnden Anforderungen gesellschaftlicher Integration standhalten, statt immer wieder zusammenzubrechen.

Sein Wunsch nach tragenden Bindungen wird im zuletzt mit Clemens Dettmer geführten Interview aus dem Jahr 2006 weiter konkret. Der nun 27-Jährige lebt mit seiner jüngeren Freundin und ihren beiden Kindern zusammen. Er wird bald Vater und wünscht sich, wie er sagt, „ein ganz normales bürgerliches Leben“, in dem er die Familie ernährt und keine Drogen mehr konsumiert. Dieser Selbstentwurf als autonom und gebunden steht im Gegensatz zu seiner tatsächlichen Abhängigkeit von einer hohen Dosis Methadon und den Interventionen seiner Freundin. Den Heroinkonsum hat er eingestellt, weil seine Freundin ihm mit Abtreibung gedroht hat. Über seine Verbindung zu ihr sagt er: „Das verbindet, wenn man 'ne Person hat, die einem immer wieder vor Augen hält, wie man doch eigentlich wirklich denkt.“

In diesem Kernsatz verdichtet sich Clemens Dettmers biografische Erfahrung der andauernden Abhängigkeit von signifikanten Anderen und von wechselnden Instanzen der Hilfe und Kontrolle, deren Handlungserwartungen er zwar verbal aufgreifen, nicht aber in eine eigene, innere Struktur übersetzen kann. Diese Lesart droht aber den Fall in eine Interpretation einzufrieren, die nur die Reproduktion eines verfestigten Musters betont und Momente der Transformation übersieht. Sehen wir einerseits, dass Autonomie und Abhängigkeit im vorliegenden Fall auch langfristig eng beieinander liegen, verändern sich gleichwohl die Konstellationen der Bindung an Institutionen und Personen.

Ausblick

Welche Erkenntnisse gewinnen wir – über die Unverwechselbarkeit der einzelnen Biografie hinaus – aus einer Fallinterpretation? Was erfahren wir aus einer biografischen Untersuchungsperspektive über die Wechselbeziehung zwischen Institution und Handeln? Das spannungsvolle und komplexe Verhältnis von Institution und Handeln kann aus zwei entgegengesetzten Richtungen beschrieben werden. Nehmen wir Goffmans interaktionstheoretischen Ansatz wieder auf, ist vor dem Hintergrund unserer Forschungsergebnisse zu sagen: Der Einfluss der Institution auf das Individuum ist weniger stark als ihre in der Institution sichtbar werdenden kollektiven Handlungsmuster uns nahe legen. Wir können aber auch, in umgekehrter Perspektive, betonen: Im Licht biografischer Erfahrungen erweist sich die Wirkung eines Freiheitsentzugs auf das Handeln von Menschen als wesentlich tief greifender als sie sich mit einem rollentheoretischen Blick erfassen lässt.

Die Erfahrung von Geschlossenheit knüpft an lebensgeschichtlich vorstrukturierte Erfahrungen des Ausschlusses, der Bindung und an vorgängige Autonomiekonflikte an. Solche Konflikte werden im Kontext von Geschlossenheit reproduziert, sie können aber auch transformiert werden. Im ausgewählten Fallbeispiel sehen wir die Verdichtung eines Bindungs- und Abhängigkeitskonflikts, der – bei aller Unverwechselbarkeit des eigensinnigen Verarbeitungsmusters – auf die komplexe Wechselwirkung zwischen hoch diskontinuierlichen Biografien und der institutionellen Erfahrung von Geschlossenheit verweist. Erst im biografischen Längsschnitt erkennen wir, wie fein unabgeholte Bindungswünsche im Subjekt und institutionelle Strukturierungsmaßnahmen ineinander greifen.

Greifen wir den letzten Gedanken auf und abstrahieren vom konkreten Untersuchungskontext, ergibt sich ein generelles Plädoyer – für theoretische und methodische Konzepte, die es erlauben, die Vermittlungsmomente zwischen institutionellen Vorgaben und individuellen Aneignungsdynamiken aufzuschließen. Das Konzept der Biografie lässt sich in diese Richtung fruchtbar machen, weil es, wie Bettina Dausien (2004) und viele andere immer wieder betonen, „als Modus der Vergesellschaftung“ beschrieben werden kann. Biografien sind demnach Modi der individuellen Selbstkonstruktion, aber auch solche der Produktion und Reproduktion von Gesellschaft. Dieser Ansatz betont die Konstruktionsleistungen von Individuen und weniger die intrasubjektive Dimension biografischen Eigensinns. Dieser kommt über den Begriff der biografischen Verarbeitung in den Blick und lenkt die Aufmerksamkeit auf eine unauflösbare Spannung. Die Verarbeitung biografischer Konflikte verweist auf den unverwechselbaren Eigensinn des Subjekts und seine gleichzeitige Konstitution in gesellschaftlichen Verhältnissen. Das Verhältnis zwischen institutionellen Strukturen und biografischem Eigensinn lässt sich demnach nicht in eine Richtung auflösen. Für den hier untersuchten Kontext heißt das: Geschlossene Institutionen nehmen einen enormen Einfluss auf das Handeln ihrer Mitglieder, aber selbst dieses Setting der autoritären Macht über das Individuum unterliegt dessen eigensinnigen Aneignungsleistungen.

Die biografische Forschungsperspektive lässt sich nicht unmittelbar auf die praktische Arbeit mit biografischen Methoden, beispielsweise in der Beratungs- oder Bildungsarbeit, übersetzen. Forschung findet unter handlungsentlasteten Bedingungen statt, im Mittelpunkt des hermeneutischen Fallverstehens steht ein ergebnisoffener und lösungsferner Interpretationsprozess, im besten Fall in einer Gruppe, die verschiedene, durchaus kontroverse Lesarten eines Falls entwickelt, aus denen keine direkt handlungsleitenden Konzepte abgeleitet werden. Gleichwohl zeigen sich Anknüpfungspunkte zwischen Forschung und Praxis, was die Bedeutung einer biografischen Perspektive für Verstehens- und Reflexionsprozesse im Kontext von Sozialforschung auf der einen und psychosozialer Arbeit auf der anderen Seite anbetrifft: Es ist die gezielte Aufmerksamkeit für die biografischen Konflikterfahrungen von Menschen, für ihren lebensgeschichtlichen Eigen-

sinn und den oftmals verborgenen, biografischen Sinn sozialen Handelns in Institutionen, die zu sehr typisiertem Handeln auffordern, sei es als Insasse, in der Rolle von Klienten, von Patientinnen oder von Professionellen, deren biografische Erfahrungen ihr Handeln ebenso strukturieren wie das der ihnen anvertrauten Menschen.

Literatur

- Adorno, Th. W. (1970): Zum Verhältnis von Soziologie und Psychologie. In: Adorno, Th. W.: Aufsätze zur Gesellschaftstheorie und Methodologie. Frankfurt am Main, S. 7–62 [1955].
- Becker-Schmidt, R. (1994): Diskontinuität und Nachträglichkeit – Theoretische und methodische Überlegungen zur Erforschung weiblicher Lebensläufe. In: Erfahrung mit Methode. Forum Frauenforschung Band 8, hg. von Diezinger, A./Kitzer, H./Anker, I./Bingel, I./Haas, E./Odierna, S., Freiburg im Breisgau, S. 155–182.
- Bereswill, M. (2007a): Sich auf eine Seite schlagen. Die Abwehr von Verletzungsoffenheit als gewaltsame Stabilisierung von Männlichkeit. In: Bedeutungsdimensionen der Kategorie Geschlecht. Der Fall Männlichkeit, hg. von Bereswill, M./Meuser, M./Scholz, S., Münster.
- Bereswill, M. (2007b): Fighting like a wildcat. A Deep Hermeneutic Interpretation of The Jack Roller. In: Theoretical Criminology, S. 469–484.
- Bereswill, M. (2006): Begrenzte Autonomie. Die biographische Erfahrung von Geschlossenheit zwischen Bindung und Bindungslosigkeit. In: DVJJ (Hg.): Verantwortung für Jugend. Dokumentation des 26. Deutschen Jugendgerichtstags vom 25.–28. September 2004 in Leipzig. Godesberg, S. 240–261.
- Bereswill, M. (2004): „The Society of Captives“ – Formierungen von Männlichkeit im Gefängnis. Aktuelle Bezüge zur Gefängnisforschung von Gresham M. Sykes. In: Kriminologisches Journal, 36. Jg., 2004, Heft 2, S. 92–108.
- Bereswill, M. (2001): „Die Schmerzen des Freiheitsentzugs“ – Gefängniserfahrungen und Überlebensstrategien männlicher Jugendlicher und Heranwachsender. In: Forschungsthema Strafvollzug. Interdisziplinäre Beiträge zur kriminologischen Forschung. Band 21, hg. von Bereswill, M./Greve, W. Baden-Baden, S. 253–285.
- Bereswill, M. (1999): Gefängnis und Jugendbiographie. Qualitative Zugänge zu Jugend, Männlichkeitsentwürfen und Delinquenz. KFN-Forschungsberichte Nr. 78, JuSt-Bericht Nr. 4, Hannover.
- Bereswill, M./Koesling, A./Neuber, A. (2008): Umwege in Arbeit. Eine biographische Längsschnittstudie zu den Tätigkeitserfahrungen hafterfahrener junger Männer. Baden-Baden.
- Bereswill, M./Ehlert, G. (1996): Alleinreisende Frauen zwischen Selbst- und Welterfahrung. Königstein/Taunus.

- Dausien, B. (2004): Biografieforschung: Theoretische Perspektiven und methodologische Konzepte für eine re-konstruktive Geschlechterforschung. In: Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie, hg. von Becker, R./Kortendiek, B., Wiesbaden, S. 314–325.
- Erdheim, M./Nadig, M. (1991): Ethnopschoanalyse. In: Herrschaft, Anpassung, Widerstand. Ethnopschoanalyse Band 2, hg. von Blum, E.M., Frankfurt am Main, S.187–201.
- Goffman, E. (1961/1973): Asyle. Frankfurt am Main.
- Goffman, E. (1994): Interaktion und Geschlecht. Herausgegeben und eingeleitet von H.A. Knobloch. Frankfurt am Main/New York.
- Leithäuser, Th./Volmerg, B. (1988): Psychoanalyse in der Sozialforschung. Eine Einführung. Opladen.
- Liebling, A./Maruna, S. (Hg.) (2005): The Effects of Imprisonment. Cullompton, Devon.
- Lorenzer, A. (1988): Tiefenhermeneutische Kulturanalyse. In: Kulturanalysen. Psychoanalytische Studien zur Kultur, hg. von König, H.-D., Frankfurt am Main. S. 11–98.
- Sykes, Gresham M. (1958/1974): The Society of Captives. A Study of a Maximum Security Prison. Princeton, New Jersey.

Anschrift der Verfasserin: Prof. Dr. Mechthild Bereswill, Lützerodestr. 9, 30161 Hannover.

Emanzipatorische Praxis – Psychoanalyse – Supervision

Zusammenfassung: In der Supervisorenausbildung hat der Versuch, Supervision mit Emanzipation in Verbindung zu bringen, einen breiten Raum eingenommen. Gleichwohl habe ich diesen Versuch in der veröffentlichten Meinung nicht ausgearbeitet gefunden. War er eine Verbalinjurie ohne konzeptionelle Konsequenz? Auf der Suche nach einer Grundlage habe ich in der psychoanalytischen Literatur gefunden, dass dort die Praxis der Psychoanalytiker als eine emanzipatorische beschrieben wird. Hintergrund dieses Selbstverständnisses stellte Habermas' Arbeit von 1968 (Habermas 1968, S. 279f.) dar. Auch amerikanische Autoren haben die analytische Praxis unter diesem Aspekt beschrieben (Abramson 1984 und Wolfenstein 1990). Da der Begriff der „Emanzipation“ häufig verwendet wird, ohne zu klären, was damit zusammenhängt, will ich sowohl die nach meinem Verständnis allgemeinen Charakteristika emanzipatorischer Praxis verdeutlichen als auch beschreiben, in welcher Weise sie für die supervisorische Praxis gültig sind.

Das Ziel emanzipatorischer Praxis

Emanzipatorische Praxis, wie wir sie aus der Gesellschaftspolitik außerhalb der Supervisionsszene kennen, will verborgene kulturelle, soziale und ökonomische Formen der Macht demaskieren, die dazu befähigten gesellschaftlichen Akteuren – Individuen und Gruppen – die soziale Rollen auferlegen, welche die vorhandenen Machtstrukturen reproduzieren und eine volle Selbstentfaltung einengen. Mir ist bewusst, dass die Idee von der „vollen Selbstentfaltung“ eine aus dem 19. Jahrhundert stammende, mit der Hochblüte der romantischen Philosophie einhergehende Kategorie ist. Mit ihr hängt das Aufkommen des Individualismus zusammen, der seine volle Entfaltung im 19. Jahrhundert erlangte. Mit der Zentrierung auf das Individuum kann emanzipatorische Praxis die Verbindungen aufdecken, die sich im Leben der Einzelnen zeigen, wodurch es möglich wird, jene einzelnen Lebensentwürfe als Teil eines Ganzen zu begreifen. Das Ergebnis einer solchen Analyse ist eine Art Aufklärung, in der unterschiedliche Bedeutungen des Handelns transparent werden. Aus diesem Grund versucht emanzipatorische Praxis Formen des Sprechens, Verhaltens und sozialen Umgangs zu ermöglichen, welche die etablierten sozialen Muster nicht reproduzieren, sondern die Einschränkungen der bestehenden Gesellschaftsordnung und ihre konzeptuellen Systeme transzendieren. Emanzipatorische Praxis enthüllt die verborgene Logik solcher herrschender konzeptueller Systeme, durch die sich die soziale Realität einer bestimmten Ge-

sellschaft konstituiert und definiert; sie legt offen, wie solche Systeme die Bedürfnisse einiger sozialer Akteure – z.B. Mitarbeiter in einer Klinik – frustrieren und wie sie den Absichten anderer dienen. Unvermeidlich führt dieses Bestreben zu einer Neubewertung und Zerstörung der Bedeutung jener Grundannahmen, auf die Selbstkonzeptionen von Gesellschaften, Gruppen und Individuen aufbauen. Diese enthalten Ansichten über Privatheit und Öffentlichkeit, Rechte und Pflichten, Privateigentum und die Rolle der Arbeit, menschliche Bedürfnisse und Werte, Männlichkeit und Weiblichkeit, Natur und Kultur.

Ein weiteres Ziel emanzipatorischer Praxis ist, eine historische Beschreibung der Ursprünge und Entwicklung der vorhandenen Gesellschaftsordnung zur Verfügung zu stellen – ihre Gründungsmythen und ihren kulturellen Rahmen –, um so ihren einseitigen und historisch bedingten Charakter aufzudecken. Solange soziale Akteure das Reale auch als das Rationale und Notwendige betrachten und sich selbst sowie ihr soziales Feld nur im Sinne jener Bedeutungen verstehen können, die ihnen in einer gegebenen Gesellschaftsordnung zugeschrieben werden, ist die Möglichkeit zu alternativen Gesellschaftsorganisationen ausgeschaltet. Nur wenn den gesellschaftlichen Akteuren die Zurichtung solcher Muster bewusst wird, kann die Machtverteilung neu ausgehandelt bzw. aufgehoben und können gesellschaftliche Veränderungsprozesse initiiert werden. Mit anderen Worten: Emanzipatorische Praxis ist dialektisch. Die aktuelle gesellschaftliche Praxis wird in einen größeren Kontext gestellt, verbunden mit dem Versuch, ihren negativen Charakter aufzudecken, die ihr immanente Negation zu negieren (Hegel) und die Begrenzungen des Realen zu transzendieren.

So ist z. B. Ziel der marxistischen Theorie, ein revolutionäres Bewusstsein der Arbeiterklasse zu schaffen. Dies gelingt, indem die Weltgeschichte vom materialistischen Standpunkt her rekonstruiert wird. So werden die verborgenen Formen der Unterdrückung und Ausbeutung enthüllt und aufgedeckt, als da sind die Annahmen und Definitionen in Bezug auf politische Rechte, Privateigentum, Arbeit und Kapital, die dazu beitragen, die Klassenstruktur in kapitalistischen Gesellschaften zu perpetuieren und zwischenmenschliche Beziehungen als Ware zu nutzen. Ähnlich haben Feministinnen vom Standpunkt der Frauen Geschichte neu geschrieben; sie wollen aufdecken, wie konventionelle Definitionen von Familie, Weiblichkeit, Reproduktion und allgemeine geschlechtsspezifische Diskurse die patriarchale Ordnung aufrechterhalten. Sie hinterfragen konventionelle gesellschaftliche Kategorien – wie die Unterscheidung von öffentlich versus privat und von Natur versus Kultur – und beabsichtigen, den Weg zu einer neuen weiblichen Selbstdefinition zu ebnen, die den Frauen aus den ihnen vom Patriarchat zugewiesenen konventionellen sozialen Rollen als Töchter, Ehefrauen und Mütter auszuweichen erlaubt.

Die Tätigkeit des Analytikers/Supervisors als emanzipatorische Praxis

Wie lässt sich nun aber die Macht des Analytikers als emanzipatorische Praxis charakterisieren und damit die Macht des Supervisors?

Erstens: Parallel zu den Bemühungen, die Wirkungen gesellschaftlicher Zwänge und kultureller Bedeutungen aufzudecken, enthüllen analytische Deutungen seelische Prozesse, die dem Analysanden nicht bewusst sind und deshalb die Macht haben, sein Verhalten auf eine Weise zu strukturieren, die außerhalb seiner Kontrolle liegt. So wie die Deutung unbewusste Verhaltensgrundlagen zu enthüllen vermag, so enthüllt die Intervention des Supervisors unreflektierte Rollenstereotypen des Supervisanden, die aufgrund seiner „Anpassung an die Ideologie der Rolle“ (Parin 1978, S. 116ff.) ihm unbewusst bleiben.

Zweitens: Psychoanalytische Deutungen haben ein praktisches Ziel. Wie Freud im „Kleinen Hans“ klarstellte, ist eine Psychoanalyse „eben keine tendenzlose, wissenschaftliche Untersuchung, sondern ein therapeutischer Eingriff; sie will an sich nichts beweisen, sondern nur etwas ändern“ (Freud 1909b, S. 339). Ohne eine nachfolgende sprachliche Produktion hat deshalb selbst die explizite Zustimmung des Patienten zu einer Deutung keine Relevanz, da sie kein Indiz dafür ist, ob die Zustimmung nicht aus Übertragungsanteilen stammt und deshalb nicht als aufgelöst gelten kann: „Einen Wert hat das Ja (des Patienten) nur, wenn es von indirekten Bestätigungen gefolgt wird, wenn der Patient in unmittelbarem Anschluss an sein Ja neue Erinnerungen produziert, welche die Konstruktion ergänzen und erweitern. Nur in diesem Falle anerkennen wir das ‚Ja‘ als die volle Erledigung des betreffenden Punktes“ (Freud 1937d, S. 49; vgl. Freud 1905e, S. 217; Freud 1925h, S. 11 und S. 15). Und Freud betonte weiter: „Nur die Fortsetzung der Analyse kann die Entscheidung über Richtigkeit oder Unbrauchbarkeit unserer Konstruktion bringen“ (Freud 1937d, S. 52). Das praktische Ziel der Supervision ist nicht die Befolgung eines Rates, den der Supervisor gegeben hat. Selbst die Entwicklung von Alternativen im beruflichen Alltagsverhalten sind nicht Ziel der Supervision. Vielmehr geht es darum, den Supervisanden durch Reflexion des beruflichen Alltags freiere Entfaltungsmöglichkeiten zu verschaffen. Sein „Ja“ zur supervisorischen Arbeit ist nur insofern von „Wert“, wenn sie durch eine indirekte Bestätigung im beruflichen Alltag ergänzt wird. Das, was beim Patienten „neue Erinnerungen“ sind, ist beim Supervisanden neues professionelles Rollenverhalten. Nur in diesem Falle kann das „Ja“ zur Supervision als Erledigung eines rollenbezogenen Lernprozesses verstanden werden. Die Fortsetzung der Supervision „kann die Entscheidung über Richtigkeit oder Unbrauchbarkeit supervisorischer Konstruktionen bringen“.

Drittens: Freuds Verknüpfung zwischen Richtigkeit und Brauchbarkeit psychoanalytischer Deutungen zeigt, dass sie einer Politik der Wahrheitsfindung zuzurechnen sind. Die Erinnerungen dessen, was „vergessen“ oder vom konventio-

nellen Diskurs ausgeschlossen ist, werden als korrekte und vollständige Repräsentation der Realität betrachtet – in Freuds Fall der inneren Realität des Seelenlebens des Patienten. Im Falle der Supervision stellt die verinnerlichte Rollenstereotypie des Supervisanden jene Repräsentation der Realität dar, die aus dem beruflichen Diskurs ausgeschlossen bleibt. Beide, Supervision und Psychoanalyse, gehen davon aus, dass in ihren Diskursen von der politischen Wirksamkeit ihrer Wahrheiten auszugehen ist. Mit anderen Worten: Emanzipatorische Praxis gründet auf der Annahme, dass sie zur Wahrheit hinführe und die jeweilige Wahrheit von Interpretation oder Deutungen Teil einer subversiven Macht sei. Ohne den Anspruch auf Wahrheit und ihr befreiendes Potenzial können emanzipatorische soziale Bewegungen nicht geltend machen, dass sie tatsächlich Freiheit bewirken und nicht nur eine Form gesellschaftlicher Unterdrückung durch eine andere ersetzen. Aktuell erscheint die „Marktideologie“ des Neoliberalismus eine solche neu-alte Form gesellschaftlicher Unterdrückung zu sein, dem die Supervisionsszene sich anzupassen sucht.

Ähnlich wie Freud, der den Vorwurf entschieden zurückwies, Psychoanalyse sei „nichts anderes als, eine besonders gut verkappte, besonders wirksame Art der Suggestionenbehandlung“ (Freud 1916–17a, S. 470), sollte vermieden werden, Supervision z. B. als „sinngabendes“, zur „Entparadoxierung“ der Arbeitswelt beitragendes, oder als anschlussfähiges, d. h. sich der „Zeitlichkeit der Veränderungsdynamik“ anpassendes Beratungsinstrument (vgl. Orthey 2002, S. 12f.) zu präsentieren. Freud räumte zwar ein, dass Suggestion in der psychoanalytischen Praxis eine Rolle spiele, und er betonte, dass die Autorität des Analytikers bei der Bewältigung des anfänglichen Widerstands des Patienten gegenüber Deutungen dienlich sei. Jedoch stellte er durchweg in Abrede, dass Suggestion eine anhaltende psychische Veränderung des Patienten, wie sie von der Psychoanalyse angestrebt wird, bewirken könne. Entsprechend können wir auch von der Supervision sagen, dass die Entwicklung alternativer, rollenbezogener Verhaltensstrategien in der Arbeitswelt einer aktiven Einflussnahme, gleichsam einem „Ratgeben“ entsprechen kann, aber eine „anhaltende Veränderung“ wird diese Aktivität nicht zeitigen.

An dieser Stelle müssen wir nun auf einen weiteren Gesichtspunkt hinweisen, den Freud im Blick auf die Bereitschaft des Analysanden diskutiert, der aber im Blick auf unsere Supervisanden im Freudschen Sinne nicht zutrifft. Der Analysand ist oftmals schnell bereit, die Worte des Analytikers als „Machtworte“ zu verstehen und zu akzeptieren. Und deshalb erklärte Freud, dass „es natürlich keine Schwierigkeit (sei), ihn (den Kranken) zum Anhänger einer gewissen Theorie zu machen und ihn so auch an einem möglichen Irrtum des Arztes teilnehmen zu lassen. Er verhält sich dabei wie ein anderer, wie ein Schüler, aber man hat dadurch auch nur seine Intelligenz, nicht seine Krankheit beeinflusst“. Die suggestive Wirkung von Theorien ist unbestritten. Ebenso wie die Intelligenz der Supervisanden zu Abwehrzwecken „eingesetzt“ werden kann, so kann sie auch zur Überwindung

seiner Widerstände gegenüber unreflektierten Rollenstereotypen dienen. Insofern ist viel erreicht, wenn er seine „Schülerrolle“ nicht als Entfremdungstereotypie annehmen kann. Mit Freud ließe sich dann wieder sagen: „Die Lösung seiner Konflikte und die Überwindung seiner Widerstände glückt doch nur, wenn man ihm solche Erwartungsvorstellungen gegeben hat, die mit der Wirklichkeit in ihm übereinstimmen. Was an den Vermutungen des Arztes/Supervisors unzutreffend war, das fällt im Laufe der Analyse/Supervision wieder heraus, muss zurückgezogen und durch Richtigeres ersetzt werden“ (Freud 1916–17a, S. 470).

Viertens: In den Theorien emanzipatorischer Praxis wird hervorgehoben, dass Wahrheit, soll sie wirksam sein, zu einer realen sozialen Erfahrung Bezug haben muss. Aus marxistischer Sicht z. B. erlangt die Arbeiterklasse ein revolutionäres Bewusstsein nur dann, wenn die gesellschaftlichen Verhältnisse reif dafür sind, d. h., wenn der Kapitalismus auf seinem Höhepunkt angelangt ist und die Arbeiter das Destruktive und Selbstdestruktive seiner Dynamik erfahren haben. Der Zusammenbruch des ehemals „realexistierenden Sozialismus“ widerlegt diese These nicht. Vielmehr wird im Zuge der Globalisierung die steigende Zahl der Arbeitslosen, Sozialhilfeempfänger und Pflegebedürftigen – ebenso wie die mangelnden Ausbildungs- und Fortbildungsmöglichkeiten – die Strukturen deutlich machen, in denen die gegenwärtige Umbruchgesellschaft ihre Destruktivität zu verdecken sucht. Die Veränderungen des auf dem Solidaritätsprinzip beruhenden Gesellschaftsvertrages des gegenwärtigen Versicherungssystems weisen darauf hin. Hier haben Supervisoren eine bedeutsame Verantwortung. Denn es ist nicht Sache der Supervisoren, diese politischen Dimensionen aktiv in den Prozess einzubringen. Vielmehr müssen die Supervisanden selbst ihren gesellschaftlichen Status realisieren.

Ähnlich machte Freud geltend, der Analytiker müsse „den richtigen Moment abwarten, um dem Patienten (die) Deutung mit Aussicht auf Erfolg mitzuteilen“ (Freud 1926e, S. 250). Da die Worte des Analytikers zudem noch eine Erinnerung im Patienten wachrufen sollen, muss er sich auf das aktuelle Verhalten des Patienten im Behandlungszimmer beziehen, d. h. auf Beispiele, in denen unbewusste Impulse sich als Übertragung und Widerstand manifestieren. Nur wenn sie in das vertragliche Setting als „eine aktuelle Macht“ (Freud 1914 g, S. 131) eingebracht werden, können diese Impulse in den therapeutischen Bereich Einlass finden sowie gedeutet und bewältigt werden. Anders ausgedrückt wollen psychoanalytische Deutungen ein Wissen zur Verfügung stellen, das mit den Erfahrungen des Analysanden in der analytischen Beziehung verwandt ist, um das Ingangsetzen oder die Wiedererlangung eines Selbstentwicklungsprozesses zu begünstigen, der bisher aufgrund eines neurotischen Konflikts ausgeschlossen worden war. Die hier ange deutete Übertragungsszene aus der analytischen Situation ist auf die Supervisionszene nicht zu übertragen. Vielmehr stellt sie einen „Störfaktor“ der Supervision dar, wengleich sie auch die Supervisionsbeziehung konstituiert. Wie ist damit umzugehen?

Fünftens: Emanzipatorische Praxis muss Widerstand überwinden. Übertragungen im Setting der Supervision sind als Widerstand zu verstehen. Woher stammt diese Form der Übertragung, wenn sie nicht im Sinne des analytischen Settings gedeutet werden soll? Übertragungen im Supervisionssetting sind durch das „Nadelöhr“ des zu bearbeitenden beruflichen Problems zu „ziehen“. Denn alle gesellschaftlichen Akteure, die an der Errichtung des Status quo einer Organisation wie dem beruflichen Alltag beteiligt sind, oder ihn beherrschen und gegenwärtig Nutzen aus ihm ziehen, haben großes Interesse an seiner Erhaltung. Auch sie neigen zum Widerstand gegen emanzipatorische Bestrebungen, die ihre Macht untergraben und vorhandene gesellschaftliche oder betriebliche Strukturen demontieren könnten. Doch selbst jene, die aufgrund der Gesellschaftsordnung eine untergeordnete Position einnehmen, also unsere Supervisanden, sind oft mit deren Werten und der ihnen zugewiesenen sozialen Rolle identifiziert und zögern, sich die Lehren der Veränderung und Befreiung zu eigen zu machen.

Ähnlich muss der Analytiker den Widerstand überwinden. Selbst das Ich, das aufgrund der für die Verdrängungsmechanismen aufzubringenden Energieverschwendung geschwächt wurde und nach einem Verbündeten Ausschau hält, der es in diesem „Bürgerkrieg der Seele“ unterstützt, ist nach Freud nicht willens, die Barrieren der Verdrängung aufzuheben. Denn obwohl die Verdrängung zu einem unlösbaren pathologischen Konflikt geführt hat, erbringt sie dem Patienten den Vorteil, das ins Unbewusste Verbannte und als unerfreulich, schmerzhaft oder unmoralisch Gefürchtete nicht konfrontieren zu müssen.

Sechstens: Psychoanalytische Deutungen haben zum Ziel, den Zwang zur Wiederholung alter Muster zu überwinden, indem sie eine Geschichte dessen, was verdrängt und „vergessen“ wurde, zur Verfügung stellen. Solch genetische „Konstruktionen“ verfolgen die Ursprünge unbewusster Regungen zurück zur frühen Kindheit, die der Patient, da sie vergessen sind, im Erwachsenenleben zu wiederholen gezwungen ist: „Die unbewussten Regungen wollen nicht erinnert werden, wie die Kur es wünscht, sondern sie streben danach, sich zu reproduzieren ... Der Arzt will ihn (den Patienten) dazu nötigen, diese Gefühlsregungen in den Zusammenhang der Behandlung und in den seiner Lebensgeschichte einzureihen, sie der denkenden Betrachtung unterzuordnen und nach ihrem psychischen Werte zu erkennen“ (Freud 1912b, S. 374). Diesen Zwang zur Wiederholung hat Gröning (2001, S. 52) als „Zuspitzung“ für ein selbstreflexives Supervisionskonzept bezeichnet.

Wie Freud verschiedentlich ausführte, besteht das Ziel der psychoanalytischen Praxis darin, Wiederholung durch Erinnerung zu ersetzen (z. B. Freud 1914g, S. 131, 135). Intellektuelles Wissen, äußerlich angeeignet, ist ohne therapeutischen Wert. Am eindrucksvollsten wird diese These bestätigt in Lehrsupervisionen; rein intellektuell angeeignetes Wissen ohne Selbsterfahrungsbezug bleibt den Ausbildungskandidaten „äußerlich“ und fremd. So wie es Ziel der analytischen Deutung ist, einen Prozess in Gang zu setzen, demzufolge ein verborgenes inneres Wissen

bewusst werden kann, so soll der Supervisionsprozess das kreative Handlungspotenzial der Supervisanden frei setzen. Wenn analytisch Erinnerungs-Material ins Bewusstsein geholt wird, kann die zeitliche Dimension – die im Unbewussten nicht vorhanden ist – hinzugefügt und in die bewusste Selbstkonzeption des Individuums integriert werden. Wenn das kreativ-berufliche Rollen-Spektrum im Arbeitsprozess voll ausgeschöpft werden kann, integrieren die Supervisanden ihre berufliche Identität in eine bewusst gestaltete Selbstkonzeption. Ob sie das dann Therapie nennen oder Supervision, bleibt ein ziemlich unbedeutender Aspekt.

Unterschiede der emanzipatorischen Praxis innerhalb und außerhalb des Behandlungszimmers

Es ist offenkundig, dass dieses psychoanalytische Vorgehen mit Versuchen emanzipatorischer Bewegungen vergleichbar ist, an „vergessene“ Aspekte der Geschichte zu erinnern. Genau wie Erinnerung den Analysanden von den Zwängen befreien soll, bestimmte Verhaltensmuster zu wiederholen, über die er keine Kontrolle hat, argumentieren Marxisten und Feministinnen, dass historische Selbstwahrnehmung erreicht werden müsse, um eine kollektive Selbstkonzeption unter Arbeitern und Frauen zu schaffen, die ihnen ihre im Kapitalismus und Patriarchat zugeschriebenen Rollen zu transzendieren erlaubt. Diese Rollenzuschreibungen geschehen nicht nur in großen Gesellschaftssystemen, sondern auch in kleinen Organisationen, die ihrerseits Teil großer sozialer Systeme sind. Supervision will solche Rollenzuschreibungen reflektieren und, wo möglich, transzendieren.

Gleichzeitig sind jedoch sechs wichtige Aspekte zu verzeichnen, wonach die Psychoanalyse als Psychotherapie sich von der politisch-emanzipatorischen Praxis außerhalb des Behandlungszimmers unterscheidet. Erstens findet die psychoanalytische Praxis innerhalb einer vertraglichen Vereinbarung mit einem Experten statt, der für seine Dienste bezahlt wird. Das ist in der supervisorischen Praxis nicht anders. Zweitens erfolgt sie im Rahmen der Vertraulichkeit. Bereits hier gilt es zur analytischen Praxis zu unterscheiden. In der supervisorischen Praxis ist der „Rahmen der Vertraulichkeit“ nur insofern geschützt, als persönliche Themen oder Daten den Kontext der Supervision nicht verlassen sollen. Drittens hat die Psychoanalyse in der Einzel- wie in der Gruppenanalyse die Emanzipation lediglich einzelner Individuen zum Ziel. Im Kontext der Supervision ist der emanzipatorische Ansatz durch den berufsrollenbezogenen Kontext mitbestimmt. Viertens unterstützt die Psychoanalyse die Emanzipation von internalisierten, unterdrückenden, innerseelischen Kräften, die von herrschenden kulturellen, gesellschaftlichen, politischen oder ökonomischen Einrichtungen vermittelt wurden. Die Supervision schränkt ihre „Einflussmöglichkeit“ auf die durch den Berufsrollenkontext der Supervisanden und deren Institutionen ein.

Fünftens: Sowohl die feministische Kritik an Freuds Verhalten – z.B. im Fall Dora (Freud 1905e) – als auch in meiner eigenen Studie über den Institutionalisierungsprozess (Wittenberger 1995) der Psychoanalyse zeigen, dass die organisierten Psychoanalytiker sowohl gegenüber ihren Patienten dazu neigten, diese selbst dann wieder zu den alten Rollen zurückzuschicken, wenn diese ihnen aufgezwungen waren, bzw. im Falle der Organisation, der Gruppendynamik dieses Prozesses mit Bürokratisierung und Reglementierung zu begegnen. Das heißt, auch die Psychoanalyse nimmt teil an der Konstituierung des „gesellschaftlich Unbewussten“. Zu diesem fünften Punkt scheint mir, ist die Geschichte der organisierten Supervisionsszene noch zu kurz, um darüber zu befinden. Aber der Prozess der Bürokratisierung und Reglementierung scheint auch hier recht weit fortgeschritten zu sein.

Sechstens: Die psychoanalytische Praxis beschränkt ihren Anwendungsbereich und ihre Ziele auf die innerseelischen Prozesse der Patienten. Sie hat keinen politischen oder „übergeordneten“ Anspruch. Wie bereits ausgeführt, war Freud den Versprechen totaler Befreiung – wie sie z.B. die „Sexpolbewegung“ in den 1930er-Jahren propagierte, die einzelne Analytiker unterstützten – überdrüssig. Er wies Vorschläge zurück, die Psychoanalyse müsse versuchen, den Patienten „über die Schranken seiner engen Persönlichkeit zu erheben“ (Freud 1912e, S. 383), und er gab Analytikern den Rat, „vor allem tolerant gegen der Schwäche des Kranken“ zu sein und sich zu bescheiden, „auch einem nicht Vollwertigen ein Stück Leistungs- und Genussfähigkeit wiedergewonnen zu haben“ (ebd., S. 385).

Auch den Supervisoren stünde es gut an, wenn sie ihre vollmundigen Ziel-Leistungsorientierungen, die durch Supervision – ob im Qualitätsmanagement oder in der Effektivitätssteigerung – erreicht werden sollen, bescheidener von sich reden machen würden. Denn auch ein nicht den Hochglanzdrucken mancher Institutionen entsprechender Mitarbeiter kann durch Supervision ein Stück leistungs- und genussfähiger werden, und das wäre doch mit dem ziemlich begrenzten Mittel der Supervision schon sehr viel. Institutionelle oder gesellschaftliche Veränderungen entsprechen eher den Ansprüchen jener Analytiker, die von der „vollkommen durchanalysierten Persönlichkeit“ – einer Utopie, die es nirgendwo gab – sprachen.

Die Frage nach der Autorität des Analytikers/Supervisors

Bisher wurde das emanzipatorische Projekt der psychoanalytischen Praxis aus dem Blickwinkel des Analytikers diskutiert. Wie oben ausgeführt, muss der Analytiker/Supervisor, um emanzipatorisch handeln zu können, vor allem und zuerst vom Patienten/Supervisanden aus freien Stücken als Autorität anerkannt werden. Und genau dies stellt heute für den Supervisor – anders als für den Analytiker – ein großes Problem dar: als Autorität anerkannt zu werden. Abgesehen davon, dass dieses Problem eine Reihe gesellschaftlich begründeter Ursachen einerseits und

von professioneller Art andererseits ist, muss die Frage der Autorität dennoch auch für die „Leitung des supervisorischen Settings“ geklärt werden. Jede Form emanzipatorischer oder transformativer Macht erfordert eine Vertrauensbeziehung, in der eine Autorität von einer anderen Person oder Gruppe anerkannt wird, die freiwillig eine untergeordnete Position einnimmt (s. Referat „Supervision–Macht–öffentliches Vertrauen“, FIS-Supervisionstagung, November 2008). Aber wie gerade die deutsche Geschichte uns gelehrt hat, zeigt sich, auch wenn die ursprüngliche Etablierung einer solch hierarchischen Beziehung auf Konsens beruht, dass die ihr inwohnende Dynamik sich als paternalistische Machtstruktur verfestigen kann. Dennoch wäre es ein Grundmissverständnis, wollte man die Asymmetrie der Beziehung in der analytischen Kur an die Maßstäbe einer intellektuellen Auseinandersetzung anlegen. Auch sollte eine freiwillige, auf Vertrauen beruhende Abhängigkeit nicht als vollkommene Machtlosigkeit missverstanden werden. Das Ich eines Patienten, das die Last der Analyse zu tragen stark genug ist, kann auch eine gewisse unabhängige Kritikfähigkeit in sich bewahren; wie z. B. der „Fall Dora“, die ihre Analyse bei Freud abgebrochen hatte, zeigt.

Bei aller Gefahr der emotionalen Abhängigkeit ist es doch nicht dasselbe, ob man einem Analytiker zugestehet zu deuten und so Kritik vermeidet, oder ob man Maßnahmen einer Autoritätsfigur die Macht einräumt, die eigene Kritik zum Schweigen zu bringen. Obwohl die Praxen der Analytiker sich nicht gänzlich in Räume der Freiheit verwandeln können, da diese selbst Teil ihrer Begrenzungen sind, so wurden sie dennoch nicht zu Gefängniszellen.

Und wie die historischen Quellen zeigen, haben die von Freud initiierten therapeutischen Grundsätze ihn selbst und seine Nachfolger bewogen, sich auf die Schwachen und Machtlosen – z. B. auf Frauen und Soldaten – in einer Weise zu beziehen, die durchweg weniger autoritär und menschlicher war als die anderer Therapeuten (vgl. Lorenzer 1984). Das sollte nicht vergessen werden, wenn man an einige der wüsten Attacken der letzten Jahre denkt, die Freuds therapeutische Praxis als totalitär bezeichnen (vgl. Bohleber 1996, Lear 1996, Zaretsky 1999).

Dennoch soll die an der Psychoanalyse geübte Kritik nicht abgetan werden, wie die Kritiker die Psychoanalyse anzutun pflegen. Denn die am Setting sich festgebissene und auf die Praxis bezogene Kritik an der Psychoanalyse beinhaltet insofern eine ernst zu nehmende Warnung, als durch sie deutlich wird, worauf Supervisoren achten müssten. Die Kritik verweist nämlich auf eine Gefahr, die nicht ignoriert werden darf. Mit Recht erinnern diese Kritiker daran, dass die psychoanalytische Praxis innerhalb eines hierarchischen Rahmens situiert ist und ein solcher Rahmen – wenn keine Sicherheiten eingebaut sind, die jene in der unterworfenen Position schützen – leicht sich in einen Unterdrückung und Abhängigkeiten schaffenden Raum verwandeln kann. Mir scheint, dass diese Warnung von jenen beachtet werden sollte, die die Psychoanalyse als emanzipatorische Praxis erhalten und weiterentwickeln möchten. Und das gilt genauso für die Supervisionspraxis.

Denn die, die besonders in institutionellen Rahmen praktizierte Supervision betreiben und ständig und immer wieder neue Settingbedingungen zu entwickeln haben, bedürfen einer besonderer Sensibilität für die Gefahr der Instrumentalisierung und Unterdrückung, die mit dem Supervisionsprozess in Organisationen einhergehen kann.

Es ist zu hoffen, dass diese Ausführungen den Supervisoren und ihren Supervisanden helfen, sich weniger unter Rechtfertigungszwang zu wähnen und sich fähig zu fühlen, den Machtmissbrauch in ihren Supervisionsfeldern aufzudecken. Insofern hat Supervisions nach wie vor einen emanzipatorischen Auftrag.

Literatur

- Abramson, J. B. (1984): *Liberation and its Limits: The Moral and Political Thought of Freud*. New York.
- Bohleber, W. (1996): Krieg um Freud. Zur Verschiebung der Freud-Ausstellung in der Library of Congress in Washington D. C. In: *Psyche*, Heft 7, S. 589–598.
- Freud, S. (1905e): Bruchstücke einer Hysterie-Analyse. *GW V*, S. 161–286.
- Freud, S. (1909b): Analyse der Phobie eines fünfjährigen Knaben [der kleine Hans]. *GW VII*, S. 241–377.
- Freud, S. (1912b): Zur Dynamik der Übertragung. *GW VIII*, S. 364–374.
- Freud, S. (1912e): Ratschläge für den Arzt bei der psychoanalytischen Behandlung. *GW VIII*, S. 376–387.
- Freud, S. (1914g): Erinnern, Wiederholen, Durcharbeiten. *GW X*, S. 126–136.
- Freud, S. (1916–17a): Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. *GW XI*.
- Freud, S. (1925h): Die Verneinung. *GW XIV*, S. 11–15.
- Freud, S. (1926e): Die Frage der Laienanalyse. Unterredungen mit einem Unparteiischen. *GW XIV*, S. 207–286.
- Freud, S. (1937d): Konstruktionen in der Analyse. *GW XVI*, S. 43–56.
- Gröning, K. (2001): Supervision in gesellschaftlicher Verantwortung. Zum Problem der moralischen Perspektiven in Supervisionsprozessen. In: *FoRuM Supervision*, Heft 18, S. 51–64.
- Habermas, J. (1968): *Erkenntnis und Interesse*. Frankfurt am Main.
- Lear, J. (1996): The Shinks is in. In: *Psyche*, Heft 7, S. 599–616.
- Lorenzer, A. (1984): *Intimität und soziales Leid. Archäologie der Psychoanalyse*. Frankfurt am Main.
- Orthey, F.M. (2002): Der Trend zur Kompetenz – Begriffsentwicklung und Perspektive. In: *Supervision – Mensch, Arbeit, Organisation*, Heft 1, S. 7–14.
- Parin, P. (1978): Der Widerspruch im Subjekt. Die Anpassungsmechanismen des Ich und die Psychoanalyse gesellschaftlicher Prozesse. In: *Der Widerspruch im Subjekt. Ethnoanalytische Studien*. Frankfurt am Main.

- Wittenberger, G. (1995): Das „Geheime Komitee“ Sigmund Freuds. Institutionalierungsprozesse in der Geschichte der Psychoanalytischen Bewegung zwischen 1912 und 1927. Tübingen.
- Wolfenstein, E. V. (1990): A man knows not where to have it: Habermas, Grünbaum and the epistemological status of psychoanalysis. In: *Int. Review Psycho-Analysis*, 17, 23–45.
- Zaretsky, E. (1999): Freuds Rufmörder im Zeitalter der Entidealisierung. In: *Psyche*, Heft 4, S. 373–391.

Anschrift des Verfassers: Dr. Gerhard Wittenberger, Friedrich-Naumann-Str. 18, 34131 Kassel.

Annegret Mahler-Bungers

Eyes Wide Shut

Zusammenfassung: Im vorliegenden Beitrag wird der Film „Eyes Wide Shut“ von Stanley Kubrick einer psychoanalytischen Betrachtung unterzogen. Für Leserinnen und Leser, die den Film nicht kennen oder ihn nicht mehr präsent haben, gibt es am Ende einen Anhang mit einer kurzen Inhaltsangabe.

Kubricks Film „Eyes Wide Shut“ zum Gegenstand einer psychoanalytischen Betrachtung zu machen, ist aus dem Grund besonders reizvoll, weil er direkte Bezüge zur Psychoanalyse hat. Denn, wie Sie wissen, handelt es sich bei diesem Film, der 1999 in die Kinos kam, um eine Adaption von Arthur Schnitzlers Erzählung „Die Traumnovelle“, die der Dichter 1908 konzipierte und 1926 herausbrachte. Schnitzler gehört zusammen mit Beer-Hofmann, Hugo von Hofmannsthal und Hermann Bahr zum engsten Kreis der „Wiener Moderne“, jener literarischen Richtung, die dem Naturalismus abschwor und einer „Seelen- und Nervenkunst“ das Wort redete. Es ging diesen jungen Literaten ebenso wie parallel dazu den Ärzten Breuer und Freud um die Erforschung psychischer Realität und damit um eine Neubestimmung des Subjekts. Schnitzler, selbst praktizierender Arzt, war einer der wenigen Leser der Erstausgabe von Freuds Traumdeutung (1900) gewesen. Und Freud bewunderte und beneidete seinerseits den Dichter, den er als eine Art poetischen Doppelgänger hinsichtlich der Einsichten in die menschliche Natur betrachtete, dessen Bekanntschaft er aber eben darum scheute und erst spät (1922) und sporadisch machte: „Ihr Ergriffensein von den Wahrheiten des Unbewussten“, schrieb Freud an Schnitzler am 15.2.1922, also noch vor der Traumnovelle, „von der Triebnatur des Menschen, Ihre Zersetzung der kulturell-konventionellen Sicherheiten, das Haften Ihrer Gedanken an der Polarität von Lieben und Sterben, das alles berührt mich mit einer unheimlichen Vertrautheit“ (Loewenberg 2004, S. 1158).

Schnitzler selbst jedoch fühlte sich von der Psychoanalyse dort abgeschreckt, wo sie über Kunstwerke auf den Künstler „angewendet“ wurde, nämlich auf ihn selbst. 1913 erschien ein Buch des Freud-Schülers und -Vertrauten Theodor Reik über Schnitzler mit dem Titel „Arthur Schnitzler als Psycholog“, und Schnitzler reagierte darauf mit einem Brief, in dem er Reik im Grunde eines Übergriffs auf seine Person bezichtigt: „Über mein Unbewußtes, mein Halbbewußtes wollen wir lieber sagen, weiß ich aber noch immer mehr als Sie, und nach dem Dunkel der Seele gehen mehr Wege, ich fühle es immer stärker, als die Psychoanalytiker sich träumen (oder traumdeuten) lassen. Und gar oft führt ein Pfad noch mitten durch die erhellte Innenwelt, wo sie – und Sie – allzu früh ins Schattenreich abbiegen zu müssen glauben“ (21.12.1913) (Loewenberg 2004, S. 1161). Schnitzlers Verhält-

nis zur Psychoanalyse war also durchaus ambivalent, vor allem, wenn sie die Dichter „auf die Couch legte“, was die Anwendung der Psychoanalyse auf Kunst bis heute in weiten Kreisen in Verruf brachte.

Freud selbst hingegen, indem er den Künstler (Schnitzler) als einen Doppelgänger betrachtete, anerkannte ihn als einen Psychoanalytiker, als einen poetischen zwar, der, wie er an Schnitzler schreibt, „durch Intuition – eigentlich aber durch feine Selbstwahrnehmung – alles das (weiß), was ich in mühseliger Arbeit an anderen Menschen aufgedeckt habe“ (Loewenberg 2004, S. 1158).

Schnitzlers Novelle zu verfilmen, war ein Wunsch Kubricks, den er schon 1970, als er die Filmrechte für die Novelle erwarb, hegte, aber erst knappe 20 Jahre später kurz vor der Jahrtausendwende (1997–1999) ausführte, d. h. kurz vor seinem Tod. Hier gibt es nun eine merkwürdige Parallele zu Schnitzler, dessen Werk ja auch eine langjährige Latenz durchmachte, ehe es realisiert wurde. Auch für Schnitzler, dem bedeutenden Dichter der Wiener Moderne um die Jahrhundertwende, wurde somit die Novelle zu einem Alterswerk, er starb 1931. Und beide Werke spielen in labyrinthischen Metropolen: im k. u. k.-Wien um 1900 hier, im Melting Pot of Nations New Yorks dort am Ende eines zuende gehenden Jahrtausends. Vielleicht kommt die Adaption des Stoffes durch Kubrick nicht von ungefähr, denn man kann sagen, dass es gewisse Parallelen gibt zwischen dem Wien, dem Zentrum der multikulturellen k. u. k.-Monarchie von 1900, und der heutigen globalisierten Welt.

Schnitzlers Intention war es gewesen – gemäß den allgemeinen Tendenzen der „Wiener Moderne“ –, das Ich zu entthronen und hinter seiner bürgerlichen Maske (seiner Selbstbestimmung) die Triebkräfte bloßzulegen, die es durchkreuzen und unterminieren. Aber was damals ein Skandal war, ist heute allgemeines Alltagswissen, wiewohl dieses Wissen im konkreten, persönlichen Fall noch genauso erschüttert wie damals. In Kubricks Film geht es jedoch um mehr und anderes als um die Transformation der literarischen Vorlage ins Medium Film. Und dies macht sich nicht nur in die Verlagerung der Handlung in unsere Zeit fest, sondern an anderen signifikanten Veränderungen, die er vorgenommen hat.

Da ist zunächst der Titel „Eyes Wide Shut“, der am ehesten mit „weitgeschlossene Augen“ zu übersetzen ist. Mit seiner Paradoxie und Unauflösbarkeit thematisiert er Irritation und Verunsicherung von Wissen und Erkenntnis.

Schaut man sich das Drehbuch genau an, so fällt auf, dass die entscheidenden Dialoge wie der erste zwischen Bill und Alice, als Alice von ihren sexuellen Fantasien mit dem Marineoffizier erzählt, um das Problem des „sicheren Wissens“ kreisen. Wissen und Wahrheit werden hier von Bill als identisch miteinander gedacht (Ich weiß genau, dass ...; Ich bin sicher, dass ...), während am Ende des Films Wissen und Wahrheit sich nicht mehr decken, bzw. der Film führt eine dramatische Geschichte dieser Trennung von Wissen und Wahrheit vor. Wissen kommt von lateinisch: videre, also sehen. Eyes Wide bezieht sich auf das Offen-

Sichtliche, das wir oft als Garanten von „Wahrheit“ bemühen und mit der äußeren, wahrnehmbaren Realität identifizieren. Ich vermute, dass Kubrick mit diesem Titel, ja mit dem gesamten Film sein eigenes Medium reflektiert: das Kino; denn die Fotografie scheint das offen-sichtlichste Medium zu sein, sie ist ein Einwegzeichen, mimetisch und denotativ also, d. h. ihre Wahrheit scheint sich in dem zu erschöpfen, was sie abbildet und was wir auf der Leinwand wahrnehmen und für wahr nehmen: im Realitätseindruck des Offen-Sichtlichen. Kubricks Werk aber hat genau das Gegenteil bewiesen, nämlich dass das scheinbar Offen-Sichtliche des Kinos (jedenfalls seines Kinos) voller Geheimnisse ist und dass jede filmische Einstellung, Sequenz, Montage oder Kamerafahrt unzählige Konnotationen in unserer Einbildungskraft weckt und einen Knotenpunkt vielfacher Kontexte bildet, sodass seine Filme sich nicht auf „eine Wahrheit“ reduzieren lassen.

Die englische Filmwissenschaftlerin Laura Mulvey schreibt in ihrem Vorwort zu dem von Andrea Sabbadini 2002 herausgegebenen Buch „The Couch and the Silver Screen“, dass das Faszinierende am Kino seine Beziehung zur Ungewissheit (uncertainty) sei: Das Interesse des menschlichen Geistes (bei der Kinorezeption aber auch generell) richte sich nicht darauf, durch Illusion getäuscht zu werden, um dann dieser Täuschung als Täuschung gemessen an einer „Wirklichkeit“ gewahr zu werden. Die Herausforderung bestehe ganz im Gegenteil darin zu erkennen, wie illusionär unser angeblich so sicheres Wissen über die Wirklichkeit als solche ist. Erst dadurch können sich uns andere Möglichkeiten des Weltverständnisses eröffnen. Die Irritationen, die das Kino hervorruft, sei somit eine bessere Voraussetzung für ein immer tieferes und besseres Verstehen der Realität als ein angeblich „sicheres Wissen“, das notweniger Weise illusionär sei. Mit diesem Gedanken trifft Mulvey den Kern dessen, was die Faszination des Kinos ausmacht: Gerade das große illusionistische Täuschungspotenzial des Kinos – das Realität scheinbar so „wirklichkeitsgetreu“ abzubilden vermag – zeigt, dass, um mit Nietzsche zu sprechen, die Wirklichkeit nicht zu haben ist und dass es nur Interpretationen des Wirklichen gibt. Die Täuschungen und die Ent-Täuschungen des großen Kinos stellen unsere Welt- und Selbstinterpretationen in Frage, erweitern und transformieren sie und veranlassen uns, sie neu zu formulieren. Vielleicht kann man – vor allem da der Film so gerne mit dem Traum verglichen wird – in einer Abwandlung des letzten Dialogs von Alice und Bill sagen: Die im Film abgebildete Wirklichkeit kann niemals die volle Wahrheit sein und kein Film ist nur Film. Daher kann man, wie Steven Spielberg einmal sagte, einen Film von Kubrick 15-mal anschauen und man erlebt immer wieder Überraschungen.

Nun ist genau dies das Thema von „Eyes Wide Shut“. Bill und Alice führen eine gute Ehe. Sie fühlen sich einander sicher, obwohl jeder um seine eigenen Abgründe weiß. Diese Sicherheit beruht auf einer feststehenden Interpretation –behandlungstechnisch würden wir sagen: aus einer „geschlossenen“ Deutung – ihrer Lebenssituation, die mit den Worten von Bill etwa lautet: Ich bin nicht eifersüch-

tig, weil ich mir deiner sicher bin und ich bin mir deiner sicher, weil du meine Frau bist. Vielleicht weil du die Mutter meines Kindes bist. Und weil ich genau weiß, dass du mich niemals betrügen würdest. Man kann Bills Deutung seiner Lebens- und Beziehungsstruktur auch eine „imaginäre Einheit“, eine Illusion, ein Phantasma nennen. In dem ersten Dialog von Alice und Bill hinterfragt Alice zum ersten Mal diese Illusion und dekonstruiert sie, indem sie Bill von ihren inneren Abenteuern erzählt. Hinter dem Offen-sichtlichen, das man mit offenen Augen sieht, ist also etwas verschlossen (shut), ein nie zu habendes Anderes, ein Geheimnis. Und je mehr man die Augen für das Verborgene, das Geheimnis sich zu öffnen bemüht, desto mehr entzieht es sich.

Damit beginnt Bills Odyssee, der dem Geheimnis auf die Spur zu kommen sucht. Aber um welches Geheimnis handelt es sich? Schon auf diese Frage gibt es viele mögliche Antworten, aber keine eindeutige: Geht es um das Geheimnis des „dunklen Kontinents“, des Begehrens der Frau, hinter das Bill zu kommen trachtet, geht es um die polymorph perversen Abgründe seiner eigenen Sexualität, auf die er stößt (Homosexualität, Pädophilie, Nekrophilie), geht es um das Geheimnis der elterlichen Sexualität bzw. der väterlichen Sexualität oder um den Einblick in die inneren Kreise der Mächtigen, in das Zentrum unserer Welt? Und was motiviert diese Suche, dieses Herumirren Bills? Sind es nur seine (für uns offen-sichtliche) Eifersucht und sein Rachebedürfnis, oder gibt es darüber hinaus nicht eine Suche nach einem unbestimmten „Etwas“ und was könnte dieses „Etwas“ sein?

Eine wesentliche Abweichung zu Schnitzlers Novelle ist bei Kubrick die Einführung einer neuen Figur und entsprechender Handlungsstränge. Es ist die Figur von Victor Ziegler. Seine Welt steht in einem gewissen Kontrast zu der von Bill und Alice (Kennst du hier irgendjemand? – Keine Seele). Die einzige Verbindung zwischen dem Paar und Ziegler ist die, dass Bill dessen Hausarzt ist. Den Unterschied zwischen Ziegler und den Harfords macht Kubrick eindrucksvoll sichtbar. Die Harfords leben in einer zwar für New Yorker Verhältnisse großzügigen Wohnung auf der Upper Westside, aber sie ist doch in gewisser Weise ein enges Labyrinth und niedrig, vor allem im Vergleich mit der Riesenvilla von Ziegler, die hohe Räume und mehrere Stockwerke hat, und dessen Wände mit weihnachtlichen Lichtvorhängen dekoriert sind. Den Unterschied zwischen den Harfords und den Zieglers bebildert Kubrick rund um die Assoziationshöfe von Shut und Wide. Zu Wide gehören geöffnete Augen, also Wachsein, Erkennen, Sicherheit (sicheres Wissen), väterlich erwachsene Welt, Wirklichkeit, Vernunft, Aufklärung und Bewusstsein. ... Mit dem anderen Pol „Shut“ verbinden wir geschlossene Augen, Fantasie, Kindlichkeit, Schlafen und Träumen, Verkennen, Unsicherheit, Labyrinth, Täuschung, Wunsch, Trieb und Unbewusstes. Victor Ziegler scheint – zumindest auf einer Ebene des Films – strukturell dem Bereich Wide zugeordnet. Er ist stattlich, älter als Bill und erfahren, eine freundschaftliche Vaterfigur, frei und gelassen, ist in „hohen“ und hellen Räumen zu Hause, er lebt in keinen Illusionen,

er weiß, was Sache ist und klärt Bill am Schluss über die Vorgänge in der Villa Someton auf. Bill dagegen ist in Illusionen befangen, unsicher, von Statur klein und vom Aussehen jugendlich, bewegt sich von unklaren Wünschen umhergetrieben in einer für ihn plötzlich zum Labyrinth gewordenen Welt (seine Wohnung oder die Straßen von New York) und verkennt unentwegt die Realität. Er ist ein „tumber Tor“ (Parzival). Durch die Einführung der Figur Victors macht Kubrick den Film zu einer Art von Entwicklungsroman, in dessen Verlauf Bill „die Augen geöffnet“ werden, der dem analytischen Prozess in unseren Behandlungen vergleichbar wäre. Wäre Victor dann nicht eine Art väterlicher Analytikerfigur, der Bill schließlich sagt, dass er „den Kinderkram“ lassen soll, dass der Bereich des Vaters und vor allem dessen Sexualobjekte (Mandy) für ihn verboten sind? Seine Bestrafung wäre dann eine symbolische Kastration (zu „seinem Besten“) mit dem zwangsläufig daraus resultierenden Schuldgefühl usf. Aber lassen wir diese Lesart erst einmal im Konjunktiv stehen.

Solche Einsichten, also „eyes wide“, sind – wie auch in unseren Behandlungen – nur um den Preis erheblichen seelischen Schmerzes zu haben. Es ist erstaunlich, zu welchem Ausdruck von Schmerz und Verstörung der Regisseur das Gesicht von Tom Cruise gebracht hat. Als Kubrick 16 Jahre alt war, machte er sich bereits als Fotograf einen Namen, und zwar mit dem Foto eines über den Tod Roosevelts zutiefst erschütterten Zeitungsverkäufers, das er an eine Zeitung verkaufte (womit im Übrigen seine Karriere begann). Bei keinem Regisseur habe ich so eindrucksvolle Bilder des menschlichen Antlitzes gesehen wie bei Kubrick, in denen er die ganze Palette abgründiger Möglichkeiten der menschlicher Seelenzustände ausleuchtet. (Der Wandel von wüster, fast tierischer Rohheit in berührte Zartheit in den Gesichtern der Soldaten in „Path of Glory“, das Gesicht von Alex zu Beginn von „A Clockwork Orange“ voll von jener primären Lust an der Destruktion, wie Freud sie in „Jenseits des Lustprinzips“ beschrieben hat, das entstellte Gesicht von Jack (Jack Nicholson) im Moment der psychotischen Dekompensation in „The Shining“ oder Pyles Gesicht in „Full Metal Jacket“, als er seinen Leutnant erschießt.)

Aber es ist nicht nur Bills von Verstörung, Schmerz und Angst erstarrtes Gesicht. Als ich den Film das erste Mal gesehen hatte, war ich am meisten von der Musik in diesem Film aufgewühlt. Die Musik ist bei Kubrick immer mehr als begleitende Illustration. Sie hat ihre eigene narrative Kraft. Dieser Klavierton (ein g) aus György Ligetis *Musica Ricercata II*. ist Schnitt, Schmerz und tiefste Angst. Der ungarische Komponist sagt in einem Interview zu dem Film, dass er dieses Stück 1950 nur für sich selbst komponiert habe, als seine Musik im stalinistischen Ungarn verboten war, und dass sie ein Messerstich in Stalins Herz sein sollte. Kubrick nutzt sie nicht nur als vollkommenen Ausdruck seelischen Schmerzes, sondern bei ihm ist sie eine Metapher für den Schnitt in die illusionäre innere Einheit des Subjekts. Es ist dieselbe Metaphorik des Schmerzes wie in Gustav Mahlers

Liederzyklus „Lieder eines fahrenden Gesellen“, in dem es heißt: „Ich hab ein glühend Messer, ein Messer in meiner Brust, das schneid' so tief“. Auch bei Mahler treibt die Eifersucht den Gesellen in die Welt und in die Einsamkeit. Schmerz wird – auch in den psychoanalytischen Behandlungen – in katastrophischen Momenten empfunden, wenn scheinbare Sicherheiten „psychischer Positionen“ sich auflösen, innere Verbindungen gelöst, imaginäre Vorstellungen und Identifizierungen (im Sinne des „Sich ein Bildnis machen von“ sich selbst und der Welt) zerschnitten werden, die das Ich vorher zusammengehalten hatten. Aber ohne diesen Schmerz gibt es keine Veränderung.

Ligetis Musik (und somit der Schmerz) setzt in dem Moment ein, wo Bill „vor Gericht“ kommt, den Saal der Inquisition betritt und seine Maske abnehmen muss. Die Strafe könnte besser nicht erdacht sein und soll in einer rituellen Entsubjektivierung durch Beschämung bestehen. Erst muss er sich die Maske abnehmen, also sich als Individuum, als Subjekt zu erkennen geben, um sich dann auszuziehen und sich der Beschämung durch die Blicke der anderen preiszugeben. Denn nur das Subjekt, das zuerst sein Gesicht zeigt, kann beschämt und dadurch entsubjektiviert werden. (Bei Schnitzler besteht die Strafe nur in der Demaskierung, die Fridolin verweigert, während Bill anstandslos sich demaskiert). Da Bill sich weigert, „opfert“ sich die Frau (Mandy) für ihn. Dies bedeutet aber für Bill die schlimmste Form der Bestrafung, denn sie setzt ihn einem unerträglichen Schuldgefühl aus, ganz im Gegensatz zu Victors Unterstellung, Bill habe sich bei dieser „Opferdarbietung“ von Mandy „einen runtergeholt“. Der Schmerz besteht für Bill von nun an in der Verfolgung durch Schuldbewusstsein, das ihn aus der menschlichen Gemeinschaft auszuschließen scheint. (Ein Mann verfolgt ihn durch die nun fast menschenleeren Straßen.) Auch diesmal hören wir wieder den sich wiederholenden einschneidenden, eindringenden Klavierton aus Ligetis *Ricercata*, das *g*, und die folgende sich wiederholende Halbtonsequenz. Als Bill sich vor der Verfolgung in ein Café flüchtet, erklingt – ganz unweihnachtlich – das „*Rex tremendae majestatis*“ aus Mozarts Requiem, eine Musik, die schon einmal ein Regisseur meisterhaft für die Überwältigung durch das Gewissen in Gestalt des Vaters eingesetzt hat, nämlich Milos Forman in seinem Film „*Amadeus*“.

Von seinen Gewissensängsten wird Bill durch Zieglers Aufklärung scheinbar befreit, alles war nur eine Farce, eine Inszenierung „*sans phrase*“, ein Mummenschanz ohne Bedeutung außer der, dass Bill Angst bekommen und seine Nachforschungen einstellen soll. Spätestens jetzt kippt die Geschichte, in der Victor als ein väterlicher Aufklärer oder gar Analytiker erscheint, und wird zu einer Geschichte von der Selbst-Demaskierung der gesellschaftlich Mächtigen.

Um dieser Geschichte nachzugehen, greife ich auf eine weitere bedeutende Abweichung des Films von Schnitzlers Novelle zurück: Bei Schnitzler heißt das Passwort, das Fridolin Eintritt in die erotische Geheimgesellschaft verschafft, „Dänemark“, denn dort hatte Albertine während des Urlaubs sich durch den Blick des

fremden Offiziers und Fridolin durch ein „ganz junges Mädchen“ am Strand in erotische Fantasien stürzen lassen. Das Passwort bei Schnitzler knüpft also an die außerehelichen Begehrlichkeiten beider an. Ganz anders bei Kubrick. Hier heißt das Passwort „Fidelio“, Name jener Oper Beethovens, die vollständig „Fidelio oder die eheliche Liebe“ oder auch „Leonore oder der Triumph der ehelichen Liebe“ heißt. Ich glaube nicht, dass es sich hierbei um bloße Ironie Kubricks handelt. Bestenfalls und oberflächlich gesehen würde diese Ironie sich auf die obskure Gesellschaft beziehen, zu der Bill ausgerechnet mit diesem Passwort Zugang bekommen soll. Aber Kubricks Ironie ist hintersinnig und hat immer eine „tiefere Bedeutung“, eine Bedeutung, die „wider“ den Zeitgeist ist und ihn gleichzeitig entlarvt.

Denn dieses Passwort reflektiert das Problem „Ehe“ im Hinblick auf einen Vertrags-Wert, der in unserer Zeit obsolet geworden ist: die Treue. „Fidelio“ heißt „der Treue“ und die Oper handelt ja bekanntlich von der Rettung des Gatten durch die Kraft der Treue. Auch wenn wir die Treue nicht als eine abstrakte moralische Forderung verstehen, so beinhaltet sie doch eine Verpflichtung und basiert auf einer Schuld. Man „schuldet“ jemandem Treue. Nun hat sich aber die seit der Moderne bestehende Einheit von Liebe, Sexualität, Ehe und Treue als ein ziemlich problematisches Konzept erwiesen, und das heute noch mehr als vor 100 Jahren, wie die hohen Scheidungsraten zeigen. Das liegt daran, dass dieses Konzept gewissermaßen zirkulär ist: Ich heirate, weil ich liebe, ich bin treu, weil ich verheiratet bin, ich bin verheiratet, weil ich liebe usw. Diese Zirkularität spricht Bill im bereits oben zitierten Dialog an: Ich bin mir deiner sicher, weil du meine Frau bist und weil ich in dich verliebt bin usw.

In der vorbürgerlichen Gesellschaft basierte die Ehe auf einer Art Gesellschaftsvertrag, sie wurde geschlossen im „Namen von“ etwas Drittem und beinhaltete eine Verpflichtung gegenüber dem Besitzstand der Familie und der Genealogie, gegenüber dem „Platz“ innerhalb der Gesellschaft (vgl. Waltz 1993). Sexualität war in ihr eingeschlossen, aber nicht auf sie beschränkt, die Liebe bildete eine untergeordnete Kategorie. Indem sie sich auf etwas Drittes bezog, war die Ehe symbolisch strukturiert. Die moderne Ehe dagegen gründet auf Liebe als Konsequenz einer ihr vorausgehenden Verliebtheit, kein äußeres Drittes kommt hinzu als Verpflichtung oder Schuld, sie ist die reine „Herzensangelegenheit“ zweier Partner, sie ist also dual und imaginär strukturiert und daher äußerst störrisch, denn die Aufrechterhaltung einer imaginär strukturierten Liebe unter Einschluss anhaltender sexueller Attraktivität im Ehealltag ist, wie jeder weiß, äußerst schwierig. Die klassisch-romantische Liebe muss immer wieder unter Beweis gestellt werden, aber kein Beweis kann endgültige Sicherheit garantieren (vgl. Gallas 2005, S. 123 ff.). Auf diese Störrigkeit oder den drohenden Verlust der imaginären Identifizierung der Liebenden spielt Kubrick mehrmals an. Zu Beginn des Films, als sich das Paar für die Party fertig macht, wird deutlich, dass Bill Alice nicht mehr „spiegelt“, als sie ihn fragt: „Wie sehe ich aus?“ und er mechanisch „schön“ sagt, wor-

auf sie sich beklagt, dass er sie ja „gar nicht angesehen“ habe. Während ihres Tanzes mit Szavost wird auch die Ehe verhandelt und von ihm angegriffen, indem er argumentiert, dass sie es nicht nötig habe, verheiratet zu sein, wenn der halbe Saal ihr zu Füßen läge (sie spiegelt), und dass früher die Frauen nur heirateten, um sich dann außerehelich nach Belieben sexuell vergnügen zu können. Alice trennt sich von ihm schließlich unter Berufung auf ihre Ehe, wozu sie ihm ihren Ring vor die Nase hält. Die Ehe ist von keinem gesellschaftlich-symbolischen Anderen (es sei denn, das Paar ist stark religiös) abgesichert, ihr Zeichen (Signifikant) ist nur noch ein Ring.

Sie zu erhalten ist daher Arbeit, psychische Arbeit, und diese Arbeit leisten Bill und Alice in Kubricks Film. Es ist weniger die Ehe als Institution, an der sie arbeiten, sie arbeiten an der Liebe, auf der allein ihre Ehe basiert und die allein sie rechtfertigt. Um diese Arbeit als psychische Arbeit zu verstehen, schlage ich vor, das Filmnarrativ als eine Traumerzählung zu lesen, die übrigens den Mechanismen der Traumarbeit, wie Freud sie beschrieben hat, weit besser entspricht als etwa Alices Traumerzählung im Film, die – im Gegensatz zur Novelle – allen Gesetzen der Traumbildung widerspricht. Alices Traum ist zensurlose „Wunscherfüllung“ ohne Entstellung, Verschiebung, Darstellung durch das Gegenteil usw. Er könnte eher eine Tagesfantasie als ein Traum sein, aber am deutlichsten lässt er sich als reine Männerfantasie verstehen.

Lesen wir Bills Odyssee also als einen Traum von Bill, der ausgelöst wird durch das Fest bei Zieglers (als Tagesrest). Natürlich ist ein Filmnarrativ eine bewusst intendierte Konstruktion und keineswegs ein primärprozesshaftes Produkt wie ein Traum. Wenn ich also eine Lesart vorschlage, die Bills Irrfahrt wie einen Traum liest, so bedeutet dies nichts anderes, als die Geschehnisse und ihre Darbietungsform als ein (wenn auch bewusst konstruiertes) inneres Geschehen zu begreifen, als eine simulierte Mikrowelt (vgl. Moser/Zeppelin 1996). Dabei fällt auf, dass Bills Annäherungen an Frauen regelmäßig unterbrochen und abgebrochen werden. Im Kontext eines Traumes dienen diese Unterbrechungen oder „interrupts“ (nach Moser/Zeppelin) der Affektregulierung im Sinne von Involvement und Distanzierung. Das bedeutet, dass Bills sexuelles Begehren von der Traumzensur oder einem inneren Zensor des narrativen Subjekts des Films (wer immer das ist) letztlich also nicht von äußeren Faktoren unterbrochen wird, wie es auf der manifesten, offen-sichtlichen (wide) Ebene des Traums erscheint. (Auf dieser Ebene erscheint Bill höchstens als verklemmt und gehemmt.) Die (Traum-)Arbeit seiner Odyssee bestünde in dieser Sichtweise in der Bewältigung seiner Triebimpulse, seines destruktiven Hasses und seines Rachebedürfnisses ebenso wie seiner perversen sexuellen Wünsche durch wiederholte interrupts als Distanzierungsmanöver aus Schuldbewusstsein (oder Treue), und man könnte auch sagen: durch seine Fähigkeit zu Schuldbewusstsein. Diese Fähigkeit ist, wie wir von Freud wissen, Basisvoraussetzung der Kultur. Das aber bedeutet, dass Bill in Zeiten imaginärer

Identifizierungen (zum Ende des 20. Jahrhunderts) sich in eine symbolische Verpflichtungs- und Schuldstruktur eingebunden sieht. Eben dies wird durch seinen Beruf als Arzt unterstrichen. Für Bill ist sein Beruf kein Job, sondern eine Berufung, das wird in mehreren Szenen deutlich, und diese symbolische Identifizierung hält auch den Angriff Alices aus, als sie ihm sexuelles Verlangen attraktiven Patientinnen gegenüber unterstellt. Die Identifizierung mit einem Beruf (einmal Onkel Doktor, immer Onkel Doktor, vgl. erstes Gespräch mit Nightingale), die symbolisch ist, verschafft ihm darüber hinaus einen privilegierten Platz in der Gesellschaft, d. h. Respekt in den Augen der anderen (wie oft zeigt er seinen Arztausweis vor!!!). Der Wert, dem er sich verpflichtet fühlt, ist das menschliche Leben, und deswegen löst die Opfer-Inszenierung in ihm ein tiefes Schuldgefühl aus, denn ein Menschenleben aufs Spiel zu setzen bedeutet für den Arzt ein Verbrechen vor dem Gesetz (im Sinne einer inneren Verpflichtungsstruktur, einer Ethik). Zieglers Unterstellung, dass Bill dadurch sexuell erregt worden sei, macht geradezu zynisch die Kluft deutlich, die zwischen den beiden Männern sich auftut.

Doch zurück zur letzten Szene mit Ziegler in dessen Billardzimmer. Bill könnte zwar erleichtert sein, dass in Someton alles „nur eine Farce“ war, aber er ist es nicht. Er ist erschüttert, dass die Mächtigen dieser Welt, die „Väter“, aus denen die Geheimgesellschaft besteht, was man den Andeutungen Zieglers entnehmen kann, und als deren Repräsentant (oder Bote) Ziegler fungiert, absolut nihilistisch sind. Diese Welt ist ohne Bezugspunkt, sie kennt kein Schuldbewusstsein, sondern nur Angst vor Imageverlust, Angst, dass hinter ihrer Maske das Tier sichtbar wird. „Jemand ist gestorben, das geschieht Tag für Tag“, sagt Ziegler ungerührt über Mandys Tod, zu der er ja eine nicht ganz anonyme sexuelle „Beziehung“ hatte. Als Bill ihr während des Festes half, ihre Überdosis zu überleben, sagte Ziegler: „Sie haben mich gerettet“, und dafür ist er Bill dankbar, keineswegs aber dafür, dass er ein Menschenleben, nämlich Mandys, gerettet hat. Die Gesellschaft, die Ziegler repräsentiert, ist in keine symbolische Verpflichtungsstruktur eingebunden, ihre Choreographie des Kreises umschließt einen „empty circle“. Denn die Rituale dieser Gesellschaft sind leer, sind eine theatralische Farce, ein bisschen Inquisition, ein bisschen König Arthurs Tafelrunde, ein bisschen Gottesdienst, ein bisschen Teufelsmesse, postmoderne Selbstbedienung aus dem Supermarkt der Kulturgeschichte, Abteilung „Ritus“, der einst die Gemeinschaft und die Bestimmung des Einzelnen in ihr gestiftet hatte. Damit hebt Kultur sich selber auf. Auch die Sexualität, die da gelebt wird, ist leer, nichts als anonyme Triebbefriedigung ohne Gesicht und Namen, die ihren Suchtcharakter mit pseudoreligiösem, pseudo-symbolischem Ritus im wahrsten Sinne des Wortes „bemäntelt“ und maskiert. In diesem Sinne unterscheidet sich Ziegler in keiner Weise von Mandy, beide suchen sie ihren Horror vacui durch Sucht zu beschwichtigen.

Bemerkenswert ist, wie Kubrick das Eingangsritual bebildert und vor allem ausleuchtet. Das Licht kommt kalt und sozusagen „unvorteilhaft“ von oben und

entsinnlicht paradoxerweise die im Kreis aufgestellten weiblichen Körper dergestalt, dass sie leblos wirken und mehr zu Figuren des Todes werden als sexuell zu erregen, ihre rituellen Maskenküsse sind Todesküsse. Die Körper, deren Skelette durch die Beleuchtung sichtbar zu werden scheinen, erinnern an die mittelalterliche Allegorie der „Frowe Welt“, deren eine Seite blühendes Fleisch, deren Rückseite das Gerippe zeigt. Kubrick hat in der Inszenierung dieses Rituals in meinen Augen ein großartiges Bild von Vanitas in umfassenden Wortsinn geschaffen: von Vergänglichkeit, Bedeutungslosigkeit, Nichtigkeit und Leere.

Bill muss im Billardzimmer erschüttert erkennen, dass der symbolische Vater tot ist, dass die Welt der Mächtigen dieser Welt, also die Welt der Väter, hohl, der „Name des Vaters“ eine Leerstelle ist, und dass diese Macht sich nur durch die Referenzlosigkeit des Geldes (Reichtum), dessen Herkunft im Dunkel bleibt (wir erfahren nichts von Zieglers Beruf), legitimiert. Ziegler ist also keineswegs Bills Analytiker, sondern umgekehrt: Bill ist Zieglers Arzt und stellt – allerdings wider Willen und unausgesprochen – eine Diagnose, die ihn als Arzt zutiefst erschüttern muss: dass Ziegler ohne Sinngebung lebt (Ziegler: „Das Leben geht weiter, es hört nie auf, bis es aufhört“) und dass es für ihn, d. h. für die Welt, keine Heilung gibt.

Oder Alice ist die eigentliche Analytikerin, denn sie ist die Initiatorin der „talking cure“, ihr Sprechen wirkt wie eine Deutung oder Konfrontation für Bill, bricht etwas in ihm auf und initiiert die schmerzliche Odyssee in sein Inneres, indem er seine Begierden entdeckt und seine Suche nach einem omnipotenten Vater (Ziegler), der „Superfrauen“ besitzt, wie selbst der Pianist Nick Nightingale sie noch nicht zu Gesicht bekommen hat. In der Rainbow-Bar glaubt Bill, dahin zu kommen, „wo der Regenbogen endet“, wie die beiden Models auf Zieglers Party ihm versprochen haben: zur absoluten Wunscherfüllung. Abgesehen von der generellen Unmöglichkeit absoluter Wunscherfüllung scheitert er nicht etwa, weil es ödipale Verbote gibt, sondern weil die Väter Angst vor Entdeckung und Ent-Larvung haben. Sein Scheitern bringt ihn nicht nur mit seiner Hilflosigkeit, Vereinsamung und Fremdheit in Kontakt, sondern auch mit der absoluten Bedeutungslosigkeit der Väter oder des „Vaters“, der für kein Gesetz mehr steht, sondern nur noch für Macht, Geld und Sex, durch keine wie auch immer geartete Schuld verwundbar wäre und nur eine Furcht kennt: die vor seiner Demaskierung. Bills Unbehagen ist ein anderes geworden als das, welches Freud in „Das Unbehagen in der Kultur“ beschrieben hat. Vielleicht könnte dieses Unbehagen in unserer Zeit das genaue Gegenteil davon sein? Nach Freud rührt das Unbehagen in der Kultur von der Triebunterdrückung her. Andererseits zeigt Freud aber auch auf, dass es eben diese Kultur ist, die uns vor unserer Triebnatur schützt. In einer einigermaßen gelingenden Kulturarbeit ginge es also um einen milden Ausgleich, eine verträgliche Vermittlung zwischen Gesetz (Über-Ich-Forderung) und Triebbefriedigung (Aggression und Sexualität), genauso wie wir dies bei unseren Patienten zu erreichen suchen. Aber sowohl Freud als auch Kubrick sind in dieser Hinsicht – mit Recht –

zutiefst pessimistisch. Jedoch zeigt – in meiner Sicht – Kubrick in „Eyes Wide Shut“ anhand des Paares Alice/Bill und in Kontrast zu Ziegler so eine mögliche Kulturarbeit im Kleinen auf.

Zentral für mich ist in dieser Hinsicht die unglaublich eindrucksvolle Szene, in der Bill Alice und die Tochter beim Schularbeiten beobachtet, der Blick, den sie ihm zuwirft, die Ruhe, mit der sie dem Kind dazu verhilft, auf die Logik der Rechenaufgabe selbst zu kommen. Alice ist hier gleichsam ein Subjekt von Kulturarbeit, das die Trieb-Gefahren und Turbulenzen der Seele zu integrieren und zu sublimieren in der Lage ist, denn während wir sie mit dem Kind arbeiten sehen, hören wir noch einmal Teile der Traumerzählung, in der es um ihre absolute Triebenthemmung geht. Sie hat auch am Schluss die Antworten bereit auf Bills Frage: „Was sollen wir jetzt tun?“ Sie ist im Besitz einer „Wahrheit“, die in der Anerkennung der Unsicherheiten ihres (unseres) Wissens besteht. Sie ist die (übrigens ungeheuer treue) Penelope, zu der Odysseus heimkehren will, und kann nach seiner gefährlichen Irrfahrt von Circe und dem Zyklopen, durch Skylla und Charybdis hindurch und vorbei an den verführerischen Sirenen. Sie ist die Platzhalterin eines unheimlichen Heims, das dennoch ein Heim ist: die labyrinthische Ehe. Alice sagt am Ende des Films: „Die Hauptsache ist, dass wir jetzt wach sind.“ Und das bedeutet nichts anderes als „wahr“. Aber diese Wahrheit (oder Wachheit) ist nicht für die Ewigkeit garantiert. (Bill: „Für immer“, Alice: „Nein. Lass' uns dieses Wort nicht benutzen.“). Das Wachsein ist hier ein Moment der perfekten Schweben von Traumwahrheit und Erkenntnis, der vollkommenste Zustand von „Eyes Wide Shut“. Das – wenn auch nur vorübergehende – Bergen der verborgenen, geheimen, verdrängten, rätselhaften Wahrheiten ins Bewusstsein, oder vielmehr die volle Anerkennung des Nichtwissens. Diese Erkenntnis ist der reine Schmerz der Getrenntheit, des Mangels und der Unmöglichkeit vollkommener Wunschbefriedigung, die Anerkennung des Fremden im Vertrauten, des Unheimlichen im Heim, des Anderen als sich immer wieder entziehenden Anderen. Dieses kostbare und flüchtige Wachsein macht aber eines „äußerst nötig“ (Alice), nämlich im Namen der inneren Wahrheit, Sex zu haben. Ein flüchtiger Liebesakt ohne Entfremdung, eben weil jeder das Fremde im anderen anerkennen musste, und ein wie kostbarer, schmerzvoller und zugleich bedeutender, aber auch flüchtiger Augenblick dies im Leben eines Ehe-Paares wäre, dafür öffnet der Film „Eyes Wide Shut“ dem Zuschauer die geschlossenen Augen. Freilich fordert die Befriedigung des Wunsches einen Aufschub, denn im Spielzeugladen können sie nicht „ficken“, sie werden „da wohl noch abwarten müssen“, wie Alice zu Helena sagt, als das Kind sich einen riesigen Teddybären zu Weihnachten wünscht.

Vielleicht ist der Film auch eine Hommage an Alice, oder überhaupt an die Frauen, vielleicht sogar an Kubricks Frau, Susanne Christian, mit der er 41 Jahre zurückgezogen auf dem Land ein von Kindern und Kindeskindern, Hunden und Katzen umgebenes Familienleben gelebt hat. Sie spielte jenes deutsche Mädchen,

das in der berührenden Schlusszene von „Path of Glory“ die wilde, wüste, laute, begierige und verzweifelte Menge junger Soldaten eines grausamen Vernichtungskriegs mit dem Lied „Es war einmal ein treuer Husar“ zum Zuhören und in Berührung mit sich selbst brachte.

Wenn Dichter also gleichsam „Poeto-Analytiker“ sind, dann sind Filmemacher „Visu-Analytiker“, eine Bezeichnung, die Gerhard Schneider (2005) vorgeschlagen hat. Dies gilt vor allem und in ganz besonderer Weise von Stanley Kubrick (1928 – 1999), der natürlich hier der eigentliche Analytiker ist und uns auf die Couch legt und mit uns die Gesellschaft und Kultur, in der wir leben.

Literatur

- Gallas, H. (2005): Kleist. Gesetz – Begehren – Sexualität. Frankfurt am Main.
 Loewenberg, P. (2004): Freud, Schnitzler und Eyes Wide Shut. In: Psyche – Z Psychoanal 58, 2004, 1156–1181.
 Moser, U./Zeppelin, I.v. (1996): Der geträumte Traum Wie Träume entstehen und sich verändern. Stuttgart/Berlin/Köln.
 Sabbadini, A. (2002): The Couch and the Silver Screen. London/New York.
 Waltz, M. (1993): Ordnung der Namen. Die Entstehung der Moderne: Rousseau, Proust, Sartre. Frankfurt am Main.

Anschrift der Verfasserin: Dr. Annegret Mahler-Bungers, Heckenmühle, 34326 Morschen-Neumorschen

Anhang: Eyes Wide Shut

Der New Yorker Arzt Bill Harford und seine Frau Alice besuchen die Weihnachtsparty des gemeinsamen Freundes Victor Ziegler, auf der jeder der beiden mit anderen Partygästen flirtet. Bill trifft seinen ehemaligen Kommilitonen Nick Nightingale wieder. Später wird er in Victors Badezimmer gerufen, wo er der jungen Prostituierten Mandy das Leben rettet, die während eines privaten Schäferstündchens mit Victor eine Überdosis genommen hat.

Nach der Weihnachtsparty, einem routinemäßig verlaufenden Arbeitstag und einem gemeinsamen Joint mit seiner Frau erfährt Bill in einem Streit mit ihr, dass sie ihn und die gemeinsame Tochter Helena auf einer gemeinsamen Reise beinahe für einen ihr unbekanntem Marineoffizier verlassen hätte. Als er kurz darauf zu einem sterbenden Patienten gerufen wird, gesteht dessen Tochter ihm ihre Liebe, und für Bill beginnt eine Reise durch die Straßen von New York.

Von Rachegelüsten wegen der (geträumten) Untreue seiner Ehefrau geplagt, begleitet er eine Prostituierte, verlässt nach einem unerwarteten Anruf von Alice deren Wohnung aber wieder, ohne mit ihr geschlafen zu haben. Er besucht den befreundeten Musiker Nick Nightingale in einem New

Yorker Jazzclub, wo dieser als Pianist einen Gig hat. Von ihm erfährt er von einem Ort, an dem regelmäßig geheime Orgien stattfinden – sein Freund spielt dort mit verbundenen Augen. Alle Teilnehmer dieser Orgien tragen Masken, und man erhält nur Zutritt, wenn man ein Passwort kennt. Nick teilt Bill dieses Passwort mit.

Bill besorgt sich daraufhin eine Maske und ein Kostüm beim Verleiher Mr. Milich, der seine minderjährige Tochter mit zwei erwachsenen Japanern ertappt. Der aufgeregte Vater will die Polizei rufen, während die Tochter bei Bill Schutz sucht.

Bill erlangt dann mit dem Passwort Zutritt zu einem großen und schwer bewachten Anwesen, in dem er Zeuge einer großen, mysteriösen Orgie wird. Eine der anwesenden Frauen warnt ihn und bittet ihn dringend, das Haus zu verlassen. Er bleibt jedoch und wird entdeckt. Man bringt ihn vor einen Zeremonienmeister, er wird demaskiert und soll bestraft werden. Da jedoch die Frau Bills Bestrafung auf sich nimmt, wird er verschont und darf das Haus verlassen.

Am folgenden Tag versucht er, Nick erneut zu treffen, muss aber in dessen Hotel vom Rezeptionisten erfahren, dass dieser, mit einer Prellung im Gesicht und begleitet von zwei Männern, sein Zimmer mit unbekanntem Ziel verlassen habe. Beim Zurückgeben des Kostüms (wobei die Maske fehlt), trifft Bill die Japaner wieder und erfährt, dass diese mit Mr. Milich, dem Vater des minderjährigen (und angeblich geistig behinderten) Mädchens, eine „Einigung finanzieller Natur“ getroffen haben. Ähnliche Dienste, wie den Japanern geleistet wurden, werden auch ihm angeboten. Als er das Haus besucht, in dem tags zuvor die Orgie stattgefunden hat, erhält er einen Zettel mit der Nachricht, er solle seine Nachforschungen aufgeben, da sie fruchtlos und gefährlich seien. Bill trifft zuletzt die Mitbewohnerin der Prostituierten und erfährt von dieser, dass die Prostituierte kurz zuvor einen positiven HIV-Test erhalten habe und vermutlich nicht wiederkomme.

Als er daraufhin wieder durch die Straßen spaziert, glaubt Bill, verfolgt zu werden. An einem Zeitungsstand erfährt er zudem, dass Mandy gestorben ist. Er gibt sich im Krankenhaus als ihr Arzt aus und erhält Gelegenheit, ihre Leiche zu sehen. Ohne dass es dafür Beweise gäbe, vermutet er, dass sie die Frau auf der Orgie war und an seiner Stelle gestorben ist.

Bill wird von Victor zu sich gerufen, der zugibt, bei der Orgie anwesend gewesen zu sein, und dem fassungslosen Arzt versichert, dass alles nur ein Theater, eine Täuschung gewesen sei, um ihm Angst zu machen und ihn ruhigzustellen. Mandy sei zwar wirklich die Frau gewesen, die ihm auf der Orgie „das Leben gerettet“ habe, aber sie sei tatsächlich einer Überdosis erlegen und keiner rituellen Bestrafung unterzogen worden. Auch Nick sei lediglich zu seiner Familie nach Seattle zurückgebracht worden. Ob all diese Behauptungen stimmen, bleibt jedoch unklar.

Verwirrt kehrt Bill nach Hause zurück, wo er auf die schlafende Alice trifft. Neben ihr, auf seinem Kissen, liegt seine Maske, ohne dass gezeigt wird, wie sie dorthin gelangte. Zutiefst erschüttert berichtet er seiner Frau von seinen Versuchen, sich für ihre vermeintliche (oder wahre?) Untreue zu rächen. Sie vergeben einander und können sich nun ihren Problemen stellen. Beide wissen, dass sie zwar ihre Liebe verloren, aber sich gewonnen haben. Am Ende des Films sagt Alice zu Bill: „Es gibt etwas sehr Wichtiges, das wir äußerst dringend machen müssen.“ „Was denn?“ „Ficken.“

Edeltrud Freitag-Becker, Ute Sander und Martin Esch

Einführung von SAP-HR – Vernetzung mit Verstrickungspotenzial?

Zusammenfassung: Der folgende Artikel basiert auf realen Erfahrungen aus einer Vielzahl von Projekten der Projektkultur GmbH. Immer ging es um die Einführung oder Anpassung von Systemen des großen Software-Anbieters SAP im Bereich Human Resources. Zum Schutz unserer Kunden und unserer Mitarbeiter erzählen wir Ihnen eine ausgedachte Geschichte. Sie fasst einige unserer Erfahrungen zusammen und hätte genau so passieren können.

SAP: ein Blick in die Entstehungsgeschichte und den Auftrag dieser Vernetzungsarbeit

1972 gründen fünf Mitarbeiter von IBM die Firma „Systemanalyse und Programmentwicklung“ (SAP). Im Mittelpunkt des Geschäfts steht die Entwicklung betriebswirtschaftlicher Standardsoftware. 1998 geht SAP an die Börse. Heute ist die AG mit Niederlassungen in über 50 Ländern, 29600 Mitarbeitern und einem Umsatz von 7 Mrd. Euro die größte Softwarefirma Europas.

Dietmar Hopp, Gründer von SAP, erklärt sich rückblickend den Erfolg so: „Unsere Software hat die Datenverarbeitung in den Unternehmen vereinfacht. Zum anderen war es sicher auch unsere Firmenkultur. Wir haben Wert darauf gelegt, dass sich kein Vorsitzender oder Gründer in den Vordergrund spielt. Bei uns war und ist die Belegschaft der Star. Der Vorstand dirigiert, aber die Belegschaft muss den ganzen Karren ziehen. Ich habe dafür gesorgt, dass die Mitarbeiter sich entfalten konnten, sie haben ihre Freiräume gehabt und nicht missbraucht. Ich behaupte, der Missbrauch von Freiraum geschieht nur dort, wo zu viel reguliert und kontrolliert wird. Die meisten Menschen sind leistungsbereit.“ Im Interview betont er allerdings auch, dass Angst ein guter Antriebsmotor für alle jene ist, die in verantwortlicher Position stehen.

SAP-Systeme bieten technische Lösungen für organisierten Informationsaustausch in großen Organisationen. Dabei geht es zum einen um die systematische Lagerung (Speicherung) der Informationen. Die Systematik repräsentiert in der Regel die Arbeitsteilung innerhalb der Organisation, zum anderen müssen aber Pflege, Nutzung und Austausch der Informationen über alle Teile der Organisation hinweg optimiert werden. Dieser ganze Aufbau der Systeme, Anwendungen und Prozesse (wofür das Kürzel SAP steht) ist demselben ständigen Wechsel unterworfen wie die Organisation, für die sie gebaut wurden und werden.

Aus Sicht der Arbeitnehmer hat dies eine immer wieder neu erforderliche Um-

orientierung zur Folge, um die Systematik der Arbeitsteilung und die Änderungen der Prozesse im eigenen Unternehmen verstehen zu können. Da immer wieder auch Funktionen und damit potenziell Arbeitsplätze wegfallen, werden – oft unbewusst – Ängste mobilisiert. Zunehmend wird vom Arbeitnehmer verlangt, sich mit hoher Motivation an der Abschaffung der eigenen Grundlage (seinem Arbeitsplatz) zu beteiligen. Angst wirkt hier einerseits als Motor für gesteigerte Arbeitsleistungen, kann aber andererseits auch das Lernen geforderter und notwendiger neuer Arbeitsschritte und Arbeitsprozesse erschweren. Dies bleibt dann nicht ohne Auswirkungen auf das individuelle Verhalten der MitarbeiterInnen. Ebenso wirken diese Faktoren auf die Gestaltung der Zusammenarbeit, auf die Entwicklung von Teamarbeit am Arbeitsplatz und entsprechend auf die SAP-TrainerInnen und BeraterInnen.

Szenenwechsel: Einblick in eine Teamsitzung der Projektkultur GmbH und in den Ausgangspunkt der Beratung

Fünf Personen sitzen mit einer Supervisorin in einem Konferenzraum, dicke Luft, rote Köpfe: „Du hast ja überhaupt keine Ahnung, wie viel Arbeit ich in die Schulungsunterlagen gesteckt habe und wie oft ich sie mittlerweile überarbeitet habe! Ich finde nervig, dass ihr es immer noch nicht geschafft habt, die Anregungen und Hinweise aus den bisherigen Schulungsgruppen ins System einzubauen – das würde die Endanwender sicher eher motivieren und mich auch!“

„Soso, nur um deine Unzuverlässigkeit zu kaschieren, machst du uns jetzt die Vorwürfe. Wir haben dir doch oft genug angeboten: Gib uns eine Liste davon, was fehlt oder stört, und wir arbeiten die in der Steuerungsgruppe durch und machen Verbesserungsvorschläge fürs System. Aber was kommt von dir? Nichts! Die Projektverantwortlichen haben jedenfalls auch die Nase voll von deiner Dickfelligkeit und deiner Unzuverlässigkeit. Am liebsten würde ich dich aus der Schulung herausnehmen, aber im Moment haben wir niemand anderen, der deinen Part übernehmen könnte. Ich möchte also bis morgen von dir neue Arbeitsblätter und Folien sehen.“

„Jetzt reicht es mir aber! Du traust mir wohl überhaupt nichts zu. Dabei sind meine Schulungen in den letzten Jahren immer erfolgreich gewesen. Außerdem bin ich es leid, wenn du mich ständig kontrollierst und zu den unmöglichsten Zeiten bei mir zu Hause anrufst.“

Was ist passiert?

Das Team der Projektkultur GmbH arbeitet in einem großen Projekt der Einführung SAP HR. Es besteht aus fünf Personen: zwei Beratern, dem Chef, der selbst Berater ist, und zwei Trainern. Alle drei Berater haben von Anfang an im Projekt mitgearbeitet, Konzepte erstellt und Customizing (Anpassungen des SAP-

Systems an die Prozesse des Kunden) durchgeführt. Die beiden Trainer sind seit einem Monat beteiligt, um die umfangreichen Schulungsmaßnahmen abzuwickeln, mit deren Hilfe die Endanwender beim Kunden in das SAP-System eingeführt werden sollen.

Zur Firmenphilosophie und zum Qualitätsmanagement von Projektkultur gehören: monatliche Teamsitzungen (Face to Face), hohe Selbstständigkeit, guter Kundenkontakt, maßgeschneiderte Programme, hohe Kundenzufriedenheit, Koordination der Aufträge/Anfragen/Kontakte sowie das Hinzuziehen einer externen Beratung in Form von Supervision bei großen und/oder komplexen Projekten.

Auch für dieses Projekt wird eine externe Supervisorin engagiert. Die Supervision erstreckt sich über ein halbes Jahr mit insgesamt fünf Sitzungen. Bereits in der ersten Beratungssitzung wird deutlich, dass es im Team einen Konflikt mit Dieter (Name geändert), einem der Trainer, gibt. Jetzt geht es nicht mehr um E-Learning, sondern um direkte Formen der Kommunikation und Konfliktbewältigung. Der Austausch der technischen Daten, der Verläufe und der Schulungsprogramme ist geübt; ebenso weiß das Team, wie Systemfehler gefunden und behoben werden. Weniger geübt ist der Umgang mit Störungen im realen Miteinander. Konfliktlösungsformen müssen auch hier erst trainiert und umgesetzt werden. Eine gut funktionierende Kommunikation ist die Voraussetzung für den Erfolg auch eines Schulungs- und Trainerteams.

Während all das, was den Einsatz und das Implementieren von SAP sichert, eine klare, für alle verständliche Sprache hat, bleiben die Konflikte auf der menschlichen Ebene oft unverständlich. Die hierfür benötigte „Sprache“ muss von den Projektteammitgliedern erst gelernt werden. Und manchmal braucht man dazu einen „Dolmetscher“, eine/n BeraterIn von außen. Mit Hilfe der Supervision werden die verschiedenen Aspekte und Bestandteile des Konfliktes herausgearbeitet. Da sind zum einen die Personen: Dieter ist als Letzter ins Team gekommen und noch längst nicht integriert. Anstatt die kollegialen Beziehungsangebote – von gleich zu gleich – anzunehmen, zieht er sich lieber auf die Rolle des unverständenen Außenseiters zurück oder versucht zu dominieren. Dies hat zum einen mit Dieters Persönlichkeit zu tun. Zum anderen mag die Art der Kontakte im Team nicht für Jede und Jeden gut zu verstehen und anzunehmen sein. Die spezifische Mischung von Freundlichkeit und Kollegialität auf der einen Seite und hoher Leistungsorientierung und Konkurrenz auf der anderen Seite kann Irritationen und Rückzug zu Folge haben.

Hinzu kommt das Verhalten des Chefs, der Dieter keine klar erkennbaren Grenzen setzt. Der Chef hat einen konsensorientierten Führungsstil und vernachlässigt deutliche Grenzsetzungen. Das Team hat sich auf diesen Stil gut eingespielt und lässt somit ebenfalls manches an Klarheit vermissen. Offenbar fällt es Dieter schwer, die unausgesprochenen Teamrituale (z.B. Umgang mit Grenzen) und Teamwerte (z.B. hohe Zuverlässigkeit) zu verstehen und zu entschlüsseln. Sein

Wunsch ist mehr Klarheit und Transparenz. Dem Team fällt es schwer, rechtzeitig zu erkennen, dass der neue Kollege in die Teamsprache „eingeführt“ werden muss. Nimmt man die Rollen der Beteiligten in der Projektarbeit hinzu, erhält das Problem neue Facetten. Dieter hat die Aufgabe, als Trainer Schulungen durchzuführen. Er unterrichtet überwiegend Multiplikatoren, die ihr neu erworbenes Wissen an eine Gruppe von Kollegen weiterzugeben haben. Hierzu muss er den Multiplikatoren und Endanwendern der SAP HR Software beibringen, mit den vielen Masken, Knöpfen und Reaktionen von SAP HR umzugehen. Die genauen Funktionen und Abläufe wurden maßgeblich vom Beraterteam gemeinsam mit dem Projektteam des Kunden gestaltet.

Im vorliegenden SAP Projekt wurde vor Beginn der Schulung mehr als üblich dafür getan, die zukünftig betroffenen Anwender möglichst frühzeitig in die Gestaltung des SAP HR Systems mit einzubeziehen. Doch dies ist aus Sicht der Betroffenen nicht immer ausreichend, um ihre eingangs erwähnten und häufig unbewussten Widerstände zu entkräften. Das hat zur Folge, dass Dieter vor Multiplikatoren und Anwendern steht, die sich zum Teil nur pauschal informiert fühlen, die – aus ihrer Sicht – wenig Gelegenheit zur Mitsprache hatten und sich nur mit Ergebnissen der Projektgruppe konfrontiert sehen, die für sie teilweise nicht nachvollziehbar sind. Dieter muss also etwas „verkaufen“, was andere (u.a. das Beraterteam) produziert haben. Und stößt dabei auf Widerstände der Anwender. Solche Widerstände sind oft eine Mischung aus berechtigter Kritik, gefühlsgesteuerten Vorbehalten und mehr oder weniger berechtigten Ängsten.

Die Kritik ist oft berechtigt, weil es in Projekten vorkommt, dass Dinge vergessen, übersehen oder falsch beurteilt werden und somit Nachbesserungen erforderlich werden. Gefühlsgesteuerte Vorbehalte ergeben sich aus dem Wechsel von Arbeitsvorgängen, wie sie durch SAP in starkem Maße forciert werden. Die Ängste ergeben sich aus den Verlustgefühlen, bezogen auf Arbeitsaufgaben und/oder Arbeitsplatz; sie sind oft schwer realistisch überprüfbar; manchmal werden sie sogar als existenzielle Bedrohung erlebt. Auch Erfahrungen mit – teilweise – rasantem Strukturwandel in großen Unternehmen tragen dazu bei.

Damit sammeln sich die verschiedenartigsten Widerstände in der Schulungsgruppe, neben allem Lerninteresse, der Lust auf Neues und einem gesunden Pragmatismus. Diese „Mischung“ trägt u. a. manchmal dazu bei, dass Trainer sich mit den Meinungen und Gefühlen der End-Anwender solidarisieren und sie eine Gegen-Position zum Projekt und somit auch zum eigenen Beraterteam einnehmen. So wie hier in Dieters Fall anzunehmen ist, dass sein „Anders-Sein“ im Team seine Wahrnehmung und eigene Solidarisierungstendenzen gegenüber dem Projektteam verschärft hat.

Als dritte Ebene kommt der Kunde bzw. dessen Untergruppe hinzu, mit der Dieter ebenfalls zu tun hat. Beraterteam und Dieter erleben den Kontakt gleichermaßen angespannt: hoher Leistungsdruck (nach innen wie nach außen) gepaart mit gerin-

ger Kooperationsfähigkeit zwischen den Untergruppen, die auf Kundenseite an der Umsetzung des Projektes und an den Schulungen beteiligt sind.

Die Signale, die das Beraterteam hier in manchen Bereichen wahrnimmt, sind: hohe Fluktuation, jeder ist auf sich gestellt, Schwächen werden tabuisiert, der Leistungsdruck schwebt über allen und allem. Die Entwicklung und Etablierung stabiler Arbeits- und Kooperationsbeziehungen fällt auf diesem Hintergrund nicht leicht. Auch hier nimmt Dieter diese Aspekte des Klimas des Kunden offenbar besonders intensiv auf und kann sich diesem schwer entziehen: Er entwickelt zunehmend die Haltung: „Ich bin auf mich gestellt, also muss ich alleine stark sein; Offenheit und Zusammenarbeit schwächen.“

Supervision: Vernetzung und Verdeutlichung der verschiedenen Konfliktfacetten

Das vorangestellte Beispiel markiert viele Aspekte eines Projektalltags und wirft entsprechend viele Fragen auf:

- **Was bedeuten Weiterentwicklung, Veränderung und stetig zunehmende Anforderungen für die MitarbeiterInnen in den Firmen und Organisationen und für ein Projektteam, welches unter einer klaren Aufgabenstellung der Firma zuarbeitet?**
- **Wie müssen Schulungen konstruiert sein, damit das Lernen von SAP vollzogen werden kann? Wie sind diese Schulungen im Unternehmen verankert, vernetzt, verbunden?**

Der stete Wandel in den Unternehmen und die sich daraus ergebenden notwendigen Innovations- oder Veränderungsprozesse stellen große Anforderungen an das Management von Projekten, insbesondere für die externen Untergruppen darin. Eingebunden in die unterschiedlichsten Erwartungen und Zwänge der Auftraggeber/Kunden und Anwender sind selbst externe Teams eher teilautonome Systeme. Die stehen neben der Hierarchie und sind doch an sie gebunden; sie sind wendig in der Erledigung ihrer Aufträge und Aufgaben, doch ihre Beweglichkeit wird gleichzeitig eingegrenzt durch die Kanten und Grenzen, die ihre Auftraggeber aufzeigen. Entscheidende Aspekte der Dynamik sind die Arbeitsstruktur und die Bewertung von Leistungen; Projektteams (interne wie externe) arbeiten effektiver, wenn sie eigenen Leistungskriterien folgen. Diese wiederum sollten jedoch mit den Unternehmensstrategien harmonisieren.

Christoph Meyer (1993) verwies bereits auf die Notwendigkeit, dass Teams, die für einen ganzen Wertschöpfungsprozess verantwortlich zeichnen (z.B. Pro-

gramm- und Produktentwicklung), darauf achten sollten, eigene Messinstrumente vorzusehen, die den Prozess nachzeichnen; sprich: Bewertungsmaßstäbe finden, die speziell auf diese Aufgabe zugeschnitten sind. Dies ermöglicht den Teams eine schnellere Aufgabenabwicklung, das klarere Zugehen auf Kundenbedürfnisse und das Schaffen einer befriedigenden und leistungsfähigen eigenen Teamstruktur.

Im Fall „Projektkultur“ bedeutet dies: Die Firmenphilosophie muss für das Alltagshandeln „heruntergebrochen“ werden, die Erwartungen an Transparenz und Austausch müssen in nachvollziehbare und kommunizierte Formen „gegossen“ werden. Dies schließt mit ein, dass die Sorgen, Ängste und Unsicherheiten der ProjektmitarbeiterInnen genauso selbstverständliche Tagungsordnungspunkte sind wie die zu klärenden Fakten und Arbeitsabläufe im SAP-Prozess. Eine Firmenphilosophie kann erst verstanden und internalisiert werden, wenn sie lebendig erlebt wird. Analog wäre dies für das Lernen der Anwender im Unternehmen wünschenswert.

– Wie wird mit der Angst vor Versagen, Blamage, Defiziten umgegangen? Bleibt Angst ein wichtiger Abtriebsmotor?

Die Aussage von Dietmar Hopp, Angst sei ein guter Antriebsmotor, ist nicht ganz zu widerlegen, wengleich Angst verschiedene Gesichter hat (vgl. Panse/Stegmann 1998). Ein möglicher Stellenverlust stellt für den Einzelnen eine Bedrohung dar und ruft in der Regel zusätzlich diverse andere Ängste hervor (Angst, die Arbeit nicht zu schaffen, sie nicht zu verstehen, Fehler zu machen, die materielle Sicherheit zu verlieren, der Veränderung nicht standhalten zu können, in der Entfremdung, die das IT-Lernen auslöst, unterzugehen, die eigene Identität zu verlieren). Mitarbeiter zu besseren Leistungen motivieren oder sie an dies heranzuführen wollen, geschieht sicherlich weniger durch das Erzeugen von Angst. Die Folgeerscheinungen der Angst (Veränderungen der Befindlichkeit und physiologischer Funktionen, Gefährdung der Gesundheit etc.) bewirken eher diverse Formen der Angstabwehr und führen oft ins Gegenteil: z.B. Verteidigung, Angriff, Flucht, Desinteresse, Arbeitsverweigerung.

Dieses Thema tangiert in unserem Beispiel sowohl die Teilnehmer des SAP-Trainings wie auch den externen Trainer, der „nur“ eine projektbezogene Arbeitsplatzsicherheit hat. Der Trainer identifiziert sich mit den Ängsten und dem Abwehrverhalten der Teilnehmer, folgt sozusagen ihrer Argumentationskette und ihrem Ärger, weil sie stellvertretend auch seine Angst formulieren. Eine kritische Distanz fällt ihm schwer, die sachliche Kritik an dem Programm kann nicht losgelöst davon gesehen und bearbeitet werden.

„Bedanke dich bei deinen Fehlern, denn sie geben dir die Gelegenheit, aus ihnen zu lernen“ (japanisches Sprichwort) – diese Haltung kann sich in der Schulungsgruppe nicht entwickeln. Spiegelbildlich findet sich in der Projektteamsit-

zung ähnliches wieder: Die Angst vor Fehlern oder weiterem fehlerhaften Verhalten manifestiert sich, entsprechend ist die Experimentierfreudigkeit eingeschränkt und der Mut, Verbesserungsvorschläge vorzutragen, gemindert. Leistungsfähigkeit und Leistungsbereitschaft werden nun auch in dieser Runde blasser und eingeschränkter. Es entwickelt sich eine Stimmung, dass für diesen Prozess ein Schuldiger gefunden werden muss bzw. dieser zumindest verbal bestraft wird.

In der Reflexion der Supervisionssitzung werden diese Mechanismen und „Irrwege“ deutlich, so dass ein „Zurechtrücken“ vollzogen werden kann: Was muss an welchem Ort, mit welchem Inhalt und Bezug bearbeitet, behoben und geklärt werden. In der Konsequenz bedeutet dies, dass das Projektmanagement im Beraterteam dafür Sorge zu tragen hat, dass es eine Arbeitskultur gibt, die fehlerfreundlich ist, die klare Bewertungsparameter hat und die einen Raum für transparente Dialoge anbietet. Es wird dadurch kein angstfreier Raum entstehen, doch die Angst wird besprech- und verstehbar, und somit können individuelle wie kollektive Bewältigungsformen für die Angst gefunden und entwickelt werden.

Spannend bleibt, ob die Unternehmen, die sich die Leistungen von Projektkultur einkaufen, eine vergleichbare Kultur aufweisen bzw. was es bewirkt, wenn auf der Auftraggeberseite andere Kulturdeterminanten gesetzt werden.

– Mit welchen Erwartungen der Teilnehmerinnen und Teilnehmer der SAP-Schulungen haben die SAP-Trainer und BeraterInnen zu tun?

Informations- und Kommunikationstechniken haben in fast allen Bereichen Einzug gehalten. Dies führt unweigerlich zu starken Veränderungen von Arbeitsplätzen und Berufsbildern. Die Entwicklung von benötigten Anwendungsprogrammen ist analog explosionsartig gewachsen. Die Optimierung der IT-Landschaft nebst Formen der Vernetzung und Integration machen den Markt schwer überschaubar. Die Verunsicherungen und Ängste, die dies auf der Verhaltensebene auslösen kann, nahmen wir bereits in den Blick. Entsprechend erwarten Schulungsteilnehmende/Endanwender deutliche Hilfestellung bei der Bewältigung dieser Aufgaben: Sie erwarten durchdachte Programme, Optimierung von Unternehmensanwendungen, klare Strukturen, deutliche Orientierung, Umgang mit Störungen.

Der hohe Leistungsdruck, dem die Endanwender oft selbst ausgesetzt sind, und die Sorge, diesen Anforderungen nicht gewachsen zu sein, führt dazu, dass sie neben der Angst bzw. aus ihr resultierend, eher zu aggressiven Reaktionen neigen, wenn der Trainer zu „soft“ erscheint, indem er sich auf sie einlässt, sich um Verstehen bemüht und ihre Haltung eher teilt. Diese Form der psychischen Entlastung basiert auf der Identifikation mit dem Trainer als Aggressor, der sie mit Anforderungen „drangsaliert“. Der muss „weg“, so wie sie befürchten, dass sie ihren Arbeitsplatz verlieren und „wegfallen“. Seine und ihre Ängste verstricken sich.

Es liegt nahe, dass einige Trainer diese Atmosphäre als vernichtend erleben. Oftmals parallel geschaltete Bewertungen des Trainers manifestieren diesen Prozess. „Vernichtung“ heißt dann das Thema und nicht „Umgang mit Störungen“. Ein konstruktiver Umgang mit Störungen, der auf der Programmanwendungsseite zur Routine gehört, muss hier für den Umgang im Miteinander erst gelernt werden. Dies zieht einen Paradigmenwechsel in der Teamkultur nach sich.

– Welche Anforderungen ergeben sich daraus für die TrainerInnen und BeraterInnen von SAP HR

Zur Rolle der TrainerInnen und Berater gehört auch, Change-Manager zu sein. Dieses Bewusstsein prägt den Blick auf die Veränderungen des Marktes und in der Branche. Sie müssen tragfähige Lösungen für ihre Aufgaben entwickeln, anbieten und umsetzen. Sie müssen den Fragen und Forderungen des Kunden begegnen und diese kommunizieren können.

Die Anforderungen an die MitarbeiterInnen bedeuten:

- ein hohes Maß an Verbindlichkeit, Verlässlichkeit und Eigeninitiative aufbringen;
- die Aufgabe beherrschen und um Lösungen bemüht sein;
- gute Organisationsfähigkeiten besitzen;
- eine innere Balance finden, um die Spannung, die sich aus der Autonomie und der gleichzeitigen Abhängigkeit ergibt, auszuloten;
- Distanzfähigkeit erlernen, damit die eigenen Themen sich nicht mit den Themen der Schulungsteilnehmer verstricken;
- Frustrationstoleranz aufbringen, da Projekte nur Teilaufgaben eines Unternehmens aufnehmen und somit der Einfluss auf die Veränderung der Organisation „überschaubar“ bleibt;
- sich in Frage stellen lassen – eine unabdingbare Fähigkeit, weil ich als Projektmitarbeiter in einer sich veränderten Arbeitsdynamik tätig bin;
- angemessen kommunizieren, denn dies ist die Voraussetzung für den unternehmerischen Erfolg;
- Entwicklung einer didaktischen Kompetenz, bleibt doch der Arbeitsprozess immer auch wieder dem Anspruch von „Lernen durch Tun“ unterstellt;
- Teamfähigkeit und Kooperationsbereitschaft: die Aufgabenstellung wird durch Mehrere „geschultert“. Erst das „Zusammensetzen der Systemteile“ ergibt den Lösungsschritt.

Nutzen der Beratung für das Team und für den Kunden

Ein Berater sieht als Beobachter zweiter Ordnung Dinge, die das System nicht sieht. Die Wahrnehmung dieser Dinge, das zur Verfügung Stellen dieser Wahrnehmung und die Entwicklung alternativer Vorgehensweisen und Konfliktlösungen markieren die Aufgabe von Supervision in Unternehmen und Organisationen. Im Fall von Projektkultur bedeutete dies: Konkrete Analysen und Maßnahmen sorgen für einen besseren Informationsaustausch und klarere Absprachen zwischen Beratern und Trainern.

Die Verdeutlichung der Teamkultur, der zugrunde liegenden Werte, Regeln, Rituale und Erwartungen erbrachte ein neues Verständnis der Teamarbeit. Die Teamentwicklung wurde gestärkt; Rollen und Aufgaben schälten sich klarer heraus.

Persönliche Verhaltensweisen konnten auf dem Hintergrund der verstandenen Teamkultur und der verdeutlichten Kundenstruktur besser verstanden werden. Denn das Verhalten und die Kommunikationsweisen von Menschen sind nicht nur durch ihre Wünsche und Motive geprägt, sondern vor allem durch die Kompetenz- und Qualifikationserwartungen, die eine Organisation fordert, prägt. Die Entlastung ermöglichte einen offeneren und klareren Umgang mit dem Kunden. Nicht zuletzt gelang es, das „System“ Team besser zu verstehen und „Programme“ für eine deutlichere Kommunikation und Kooperation zu entwickeln.

Ein Projektleiter aus einem der Projekte von Projektkultur drückt den Nutzen für den Kunden so aus: „Robustheit, Konsistenz und Flexibilität könnte man als magisches Dreieck des Beraterverhaltens bezeichnen. Dabei geht es nicht mehr um die Frage, welche Expertise der Berater hat, sondern um die Frage, wie er sie einbringt und damit zum Projekt beiträgt.“

Flexibilität beim Eingehen auf unsere Fragestellungen und Probleme ist natürlich eine Grunderwartung, wenn wir einen Berater engagieren. Das setzt voraus, dass der Berater gesichertes Wissen und feste Vorstellungen vorweisen kann, um gemeinsam mit uns neue Wege zu suchen. Pfadfinderei bedeutet auch, das Haus zu verlassen.

Robustheit ist der erste notwendige Gegenpol dazu – idealerweise eine freundliche, aber unumstößliche Widerstandsfähigkeit und Toleranz gegenüber Ideenkonkurrenz, Zielkonflikten und sonstigen Zumutungen, die ein dynamischer Entwicklungsprozess mit sich bringt. Konsistenz ist der zweite Gegenpol. Auf fachlicher Ebene erwarten wir selbstverständlich vom Berater ein deutliches Signal, wenn die Regeln der Kunst verletzt oder der rechte Weg verlassen zu werden drohen, trotz allen Eingehens auf unsere Ideen und Vorstellungen. Das ist die Konsistenz in der Sache.

Dazu kommt, dass ‚der Berater‘ in der Regel aus mehreren Personen besteht, idealerweise stets gut abgestimmt, untereinander bestens informiert, gemeinsam

auf dem aktuellen Problemstand des Projekts und geschlossen in der Zielrichtung. Hier geht es um die innere Konsistenz des Beraters. Ein zu großes Bedürfnis nach Konsistenz lähmt das Projekt, weil niemand mehr mutig voranschreitet und neue Ideen nur nach vollständiger Rückversicherung äußert.

Eine große Robustheit kann natürlich erreicht werden durch Ausblenden scheinbar unpassender Beiträge („Wir wissen, wo es lang geht“) oder durch große Distanz („Machen Sie sich erst mal klar, was Sie wollen“) – im günstigsten Fall ist das keine Hilfe, in der Regel behindert es auch. Es ist klar, dass der Berater die Balance zwischen Flexibilität, Konsistenz und Robustheit nicht halten kann, wenn er ihr keine Beachtung schenkt und nicht an ihr arbeitet – vor allem, wenn ‚der Berater‘ selbst ein Team ist.

Das bedeutet dreierlei:

- Das Beraterteam hat auch eigene Gruppenprozesse zu bewältigen – aber bitte intern und nicht bei uns als Kunde.
- Die Beratererfahrung, die dem Einzelnen noch ermöglicht, die widersprüchlichen Anforderungen kraft seiner eigenen Kompetenz auszugleichen, ist im Team ungleich verteilt und muss gegenseitig vermittelt und entwickelt werden, wir haben die Gesamtkompetenz gekauft.
- Jeder im Beraterteam nimmt unmittelbar nur den Teil des Projekts wahr, an dem er selbst arbeitet. Auch das ist uns als Kunde egal, wir erwarten eine abgestimmte Gesamtleistung.

Ohne Extra-Kommunikation wird das kein Berater schaffen. Ob das nun Supervision heißt oder anders – es ist erforderlich.“

Literatur

- Meyer, Ch. (1993): Fast Cycle Time: How to Align Purpose, Strategy as Structure for Speed. Vancouver.
- Panse, W./Stegmann, W.: Kostenfaktor Angst. Wie Ängste in Unternehmen entstehen. München.
- Anschriften der VerfasserInnen: Edeltrud Freitag-Becker, Oberhauser Str. 33, 45359 Essen.
Ute Sander, Nußbaumer Wiese 4a, 51467 Bergisch Gladbach.
Martin Esch, Aachenerstr. 24, 50674 Köln.

BRÜCKEN ZUM MARKT

Marcella Schlotterbeck

Gesellschaftlicher Wandel – welche Auswirkungen ergeben sich für die Supervision? Von SupervisorInnen beobachtete Veränderungstendenzen in der Supervision

Zusammenfassung: Ausgehend von den aktuellen gesellschaftlichen Veränderungen werden Auswirkungen auf die Supervision empirisch untersucht. Dazu wurde im Frühjahr 2007 im Rahmen einer Kolloquiumsarbeit beim fis¹ eine schriftliche Befragung von zertifizierten SupervisorInnen durchgeführt. Der Fragebogen enthielt neben statistischen Nachfragen zu Geschlecht, Dauer der Supervisionstätigkeit, Ausbildungshintergrund und den Arbeitsfeldern mehrere offene Fragen nach beobachteten Veränderungen bezogen auf die Supervisionsanliegen, die Nachfrage nach den unterschiedlichen Supervisionssettings, Vorstellungen der Supervisanden bzgl. Sitzungs- und Prozessdauer, die Honorarverhandlungen, die Reflexionsfähigkeit und -bereitschaft der Supervisanden und die Frage nach den größten Herausforderungen unserer Zeit für SupervisorInnen. Die Ergebnisse werden im folgenden Beitrag zusammengefasst.

Einleitung

Im Zuge der Globalisierung führen Veränderungen der nationalen und internationalen Marktbedingungen zu zunehmendem Wettbewerb. Das bewirkt einen Kostendruck in allen Wirtschaftsfeldern, der auf der Produktionsseite zur angestregten Suche nach Effizienzvorteilen führt. Auch der sogenannte „Non-Profit“-Bereich bekommt die Auswirkungen zu spüren. Wenn die Mittel knapp werden, wird die Finanzierung schwieriger und die demografische Entwicklung verstärkt dieses Problem. Die Zeiten ändern sich. Ehemals bewährte langjährige Traditionen werden in Frage gestellt, die Linearität des Berufslebens schwindet. Die Erwerbsarbeit als Identitätsgrundlage wird zunehmend brüchig (Keupp 2002). Während die Kontinuitäten in früheren Lebensläufen vorgegeben, nicht groß hinterfragt und letztendlich selbst Sinn stiftend waren, muss diese Aufgabe mehr und mehr eigenverantwortlich, individuell bewältigt werden. Heute ist nahezu alles möglich, flexible Arbeitszeitmodelle, neue Geschäftsideen, neue Finanzierungsmodelle etc. Produk-

¹ Die komplette Arbeit ist im Internet zu finden: <http://www.dgsv.de/wissenschaftliche-arbeiten.php> (25.1.2008).

tionsprozesse werden weiter spezialisiert, differenziert und sind hoch technisiert. Die wachsende Komplexität ist kaum mehr zu überblicken. Bei stetiger Erweiterung des Gestaltungsspielraumes ist Autonomie gefragt wie nie zuvor.

Damit einher geht der Verlust von bisherigen Orientierungen. Wo Menschen früher über mehrere Generationen beim gleichen Unternehmen arbeiteten, müssen sie sich heute flexibel zeigen, sowohl was den Standort, die Tätigkeit als auch die Arbeitszeit anbetrifft. Organisationen, die sich in der Vergangenheit einer sicheren Nachfrage erfreuten, müssen heute aktiv akquirieren und sich mit der Konkurrenz messen. Die vom Wandel betroffenen Arbeitnehmer werden mit Umstrukturierungen, Entlassungen, Lohninbußen etc. konfrontiert, die Unternehmer mit Dumpingangeboten und Insolvenzen. Diese Themen schaffen einen existenziellen Handlungsdruck und erfordern konkrete Lösungen.

Die gesellschaftlichen Entwicklungen haben eine allgemeine Tendenz zur Individualisierung. Umso mehr wird das Überprüfen, Überdenken des eigenen Tuns für die erfolgreiche Bewältigung des Alltags notwendig. Gleichzeitig hat sich das Tempo unserer Zeit extrem beschleunigt. Zwar verfügen die Menschen über so viel Freizeit wie selten zuvor, aber durch das enorme Angebot an Gestaltungsmöglichkeiten wird das Innehalten und Nachdenken oft zugunsten pragmatischer Handlungsorientierung vernachlässigt. Das Nachdenken über das eigene Tun und Handeln stellt dieses eben auch in Frage. Das ist aber eine wichtige Voraussetzung, um richtige Entscheidungen zu treffen und Qualität zu sichern. Nicht selten bedarf es erst einer Krisensituation, um die Notwendigkeit von Reflexion zu erkennen, aber dann wird dringend schnelle Hilfe gefragt. Krisen infolge von Arbeitsplatzunsicherheit, Umstrukturierungen etc. sind derzeit im Berufsalltag an der Tagesordnung.

So liegt die Hypothese nahe, dass die Nachfrage nach Supervision infolge des großen Reflexionsbedarfs steigen wird. Gleichzeitig werden sich die individuellen und gesellschaftlichen Themen in der Supervision bemerkbar machen. So ist anzunehmen, dass folgende Fragen an Bedeutung zunehmen:

- Identitäts-, Sinn- und Orientierungsfragen auf der individuellen Ebene
- Handlungsorientierte Fragen auf allen Ebenen
- Kooperations- und Kommunikationsthemen auf der Team- und Organisations-ebene
- Führungs- und Managementfragen.

Zur Überprüfung dieser Hypothesen habe ich im Frühjahr 2007 eine schriftliche Befragung von ausgebildeten SupervisorInnen durchgeführt. Per E-Mail wurde an über 500 DGsv-Mitglieder, die ich nach dem Zufallsprinzip aus der DGsv-Beraterinnen-Datenbank entnommen habe, ein Fragebogen verschickt. In äußerst kurzer Zeit (zwei Wochen Rücklaufdauer) antworteten 78 SupervisorInnen. Ihnen möchte ich auf diesem Wege noch einmal ausdrücklich für die engagierte Mitarbeit danken.

Bei der Auswertung der überwiegend offenen Fragen wurden die jeweiligen Antworten thematisch gebündelt und gemäß der Häufigkeit der Übereinstimmungen sortiert und ausgezählt. So konnte eine Rangfolge der Aussagen und damit Tendenzen bestimmt werden. Die Befragung soll einen Einblick in die SupervisorInnenwelt öffnen. Eine Stichprobe kann immer nur einen Teil der Wahrheit wiedergeben und vermag nicht ein objektiv „richtiges“ Bild der Supervisionszene zu zeichnen. Dieser Anspruch wird auch nicht erhoben. Vielmehr sollen subjektive Erfahrungen der SupervisorInnen wiedergegeben werden. Die Datengrundlage von 78 SupervisorInnen ist allerdings eine durchaus aussagekräftige Anzahl – vor allem im Hinblick auf die Praxiserfahrung der TeilnehmerInnen.

Den Aussagen liegen über 1 150 Praxisjahre Supervisionserfahrung zugrunde, d.h., die SupervisorInnen sind im Durchschnitt rund 15 Jahre im Geschäft. Es ist ja bekannt, dass Supervision hauptsächlich im sozialen Bereich angesiedelt ist, trotzdem war die Auswertung der Ausbildungshintergründe und Arbeitsfelder der an der Befragung teilnehmenden SupervisorInnen in ihrer Eindeutigkeit interessant. 95 Prozent der BefragungsteilnehmerInnen haben ein humanwissenschaftliches Studium abgeschlossen. Das bedeutet, sie sind Pädagogen oder Sozialpädagogen, Sozialarbeiter, Pflegekräfte (zusammen 64 Prozent) bzw. Psychologen, Theologen und Soziologen (zusammen 29 Prozent). Lediglich 5 Prozent der SupervisorInnen sind Betriebswirte oder Ingenieure. Dies spiegelt sich auch in den Arbeitsfeldern wider, in denen sie als SupervisorInnen tätig sind. Für die Einschätzung der Ergebnisse der Befragung ist das deshalb wichtig zu wissen, weil sich die Antworten entsprechend auf die Supervisionstätigkeit in diesen Feldern bezieht. Das heißt, die beschriebenen Beobachtungen stammen überwiegend aus dem sozialen Bereich.

Arbeitsfelder und Settings

71 Prozent der antwortenden SupervisorInnen arbeiten ausschließlich im Non-Profit-Bereich. Dazu zählen soziale Einrichtungen wie Kinder- und Jugendeinrichtungen, Psychiatrie, Altenheime, Hospize, Schulen, Bildungsträger, Behinderteneinrichtungen oder der Gesundheitsbereich sowie die öffentliche Verwaltung. 24 Prozent geben an, dass sie zusätzlich Supervision in der Wirtschaft anbieten. Lediglich 5 Prozent arbeiten ausschließlich in der Wirtschaft. Dabei haben sich die Arbeitsfelder in den letzten Jahren nicht wesentlich verändert. 44 Prozent der SupervisorInnen stellen überhaupt keine Änderung fest. Bei vielen haben sich die Arbeitsfelder im Laufe ihrer SupervisorInnentätigkeit insgesamt ausgeweitet. Dies weist auf ganz normale Etablierungsprozesse hin. Daneben gibt es einzelne Aussagen, dass der Bereich Altenpflege, Pflege und Kindergarten wegen Geldmangel abnehme, und wieder andere Aussagen, wonach der Wirtschaftsbereich oder auch

die Nachfrage nach Coaching zunehme. Insgesamt erscheinen die Arbeitsfelder somit keinen gravierenden Änderungen zu unterliegen.

Ganz anders sehen die Veränderungen in der Nachfrage nach den verschiedenen Supervisionssettings aus. Hier zeigt sich den Antworten zufolge ein Trend in Richtung einer verstärkten Nachfrage nach Teamsupervision wie auch nach Einzelsupervision, während die Nachfrage nach Gruppensupervision anscheinend gesunken ist. Die zunehmende Nachfrage nach Teamsupervision wird von den SupervisorInnen damit erklärt, dass drängende Probleme und Konflikte Anlass dafür bieten und dass die Anforderungen an Kooperation und Kommunikation gestiegen sind. Teamsupervision würde auch durch die Träger angeordnet und finanziert oder als Organisationsentwicklungsinstrument eingesetzt. Es wird jedoch auch von wenigen SupervisorInnen erlebt, dass Teamsupervision zugunsten von Teamentwicklungsmaßnahmen oder Qualitätsmanagementprozessen eingestellt wird. Die gestiegene Nachfrage nach Einzelsupervision wird dadurch begründet, dass ein geschützter Raum nachgefragt wird, in dem man sich nicht von KollegInnen in die Karten schauen lassen muss, aber auch dadurch, dass sich Coaching etabliert habe. Die Nachfrage steige auch dadurch, dass es einen größeren Handlungsbedarf gäbe durch die gestiegene Arbeitsbelastung und den gestiegenen Leistungs- und Zeitdruck sowie durch die Individualisierung von beruflichen Fragen und Risiken. Ein kleinerer Anteil an SupervisorInnen beobachtet auch bei der Einzelsupervision eine gesunkene Nachfrage, was hier darauf zurückgeführt wird, dass diese nicht mehr vom Träger bezahlt würde bzw. dass generell weniger Geld zur Verfügung stünde.

Bei der Gruppensupervision wird die zurückgegangene Nachfrage damit erklärt, dass die Gruppe heute keine Lernform mehr sei oder dass es keine Interessenten gäbe. Gruppensupervision gäbe es hauptsächlich nur noch ausbildungsbegleitend und würde für die Supervisanden zu viel Zeit in Anspruch nehmen. Einige wenige Supervisoren organisieren allerdings auch selbst ein Gruppenangebot und erleben eine zunehmende Nachfrage nach Gruppensupervision. Ob die Nachfrage nach Supervision absolut steigt, lässt sich anhand dieser Beobachtungen nur vermuten, jedoch nicht nachweisen, da keine Referenzgrößen erhoben und die jeweilige Entwicklung untersucht wurden.

Während sich die Dauer der Sitzungen allgemein wenig verändert hat, gibt es den Aussagen zufolge eine eindeutige Tendenz zu kürzeren Prozessdauern oder größeren Zeitabständen zwischen den Sitzungen. Heute würden vielfach kurze Prozesse mit drei bis fünf Sitzungen nachgefragt und generell nur noch maximal zehn Sitzungen vereinbart werden können. Einige SupervisorInnen meinen allerdings auch, dass Verlängerungen verhandelt werden könnten, sodass der resultierende Gesamtumfang der Prozesse wieder gleich bleibe. Eine Supervisorin betont auch, dass hier die eigene Klarheit ausschlaggebend für das Verhandlungsergebnis sei.

Beim Thema Honorarverhandlungen äußern sich knapp die Hälfte der SupervisorInnen dahingehend, dass keine Veränderungen zu erkennen seien. Auch hier sind einige SupervisorInnen der Meinung, dass ihre eigene Position für das Ergebnis ausschlaggebend sei. Die anderen sehen vielfach einen härter umkämpften Markt. Es stehe von Trägerseite oftmals weniger Geld zur Verfügung. Es würden feste Budgets festgelegt, wodurch die Verhandlungen um die Anzahl der Sitzungen kreisen. Die SupervisorInnen beklagen teilweise Billiganbieter (z. B. 60 € für Teamsupervision) oder Nebenberufler, die nicht umsatzsteuerpflichtig sind und dadurch günstigere Sätze anbieten können. Generell seien mehr Anbieter auf dem Markt, wodurch der Verhandlungsspielraum kleiner würde.

Supervisionsinhalte und Reflexionsbereitschaft

Neben diesen „äußerlichen“ Veränderungen gibt es inhaltliche Veränderungen in der Supervision. Bei den Supervisionsanliegen gibt es offensichtlich deutliche Unterschiede von früher zu heute. Über drei Viertel der Antworten weisen auf mehr oder weniger gravierende Veränderungen hin. So war es früher im Vergleich zu heute den Aussagen zufolge offensichtlich üblicher, Supervision als Berufsstandard zu definieren und längerfristige oder regelmäßige Reflexionsprozesse zu haben. Dabei gab es ein größeres Interesse an Fallarbeit, die Beziehungspflege und -reflexion stand im Vordergrund und das Interesse an Selbsterfahrung von Seiten der Supervisanden war größer. Lediglich 16 SupervisorInnen konnten keine Unterschiede entdecken. Dabei handelt es sich allerdings bis auf zwei Ausnahmen um SupervisorInnen mit einer Praxiserfahrung von weniger als elf Jahren.

Dagegen würde Supervision heute häufig als Krisenintervention zur Katastrophenbewältigung bei aktuellen Konflikten nachgefragt. Vielfach sei Burn-out, Stress, erhöhter Arbeitsdruck der Anlass zur Supervision. Außerdem gäbe es verstärkt Handlungsbedarf durch den organisatorischen Wandel. Dieser mache sich durch Umstrukturierung von Arbeitsfeldern, Veränderungsprozesse, Reorganisation etc. bemerkbar. Zudem gäbe es heute eine erhöhte Angst vor Arbeitsplatzverlust infolge von unsicheren Arbeitsbedingungen, offenen Arbeitsverträgen oder drohenden Schließungen von Einrichtungen. Dadurch ständen Fragen der Existenzsicherung im Vordergrund. Gleichzeitig tauche verstärkt der Wunsch nach schnellen Lösungen auf. Es würde verstärkt Kurzsupervision bzw. zeitlich begrenzte Prozesse gefordert. Die Anliegen seien grundsätzlich stärker zielorientiert, mit fokussierten sehr konkreten Anliegen und gleichzeitig sehr handlungsbezogen. Auch würde das Thema knappe Ressourcen bzw. finanzielle Zwänge oft als Anliegen formuliert. Schließlich gäbe es häufigere Anfragen von Entscheidungsträgern und Führungskräften bzw. insgesamt mehr Nachfrage nach Coaching.

Während sich die Inhalte in der Supervision verschieben, scheint die Reflexi-

onsfähigkeit und -bereitschaft der Supervisanden verhältnismäßig weniger beeinflusst. Über die Hälfte der SupervisorInnen geben zumindest an, dass sie überhaupt keine Veränderung in der Reflexionsfähigkeit und -bereitschaft der Supervisanden gegenüber früher wahrnehmen. Einige davon sehen diesbezüglich eher einen Zusammenhang zum Arbeitsfeld, Bildungsstand und beruflichen Selbstverständnis der Supervisanden. Es gibt aber auch Stimmen, die eine reduzierte Reflexionsfähigkeit der Supervisanden wahrnehmen. Es gäbe weniger Bereitschaft, sich tiefer einzulassen und die eigenen persönlichen Hintergründe einzubeziehen. Entlastung im Alltag, Lösung von fachlichen und wirtschaftlichen Problemen ständen so im Vordergrund, dass die Reflexionsarbeit nicht mehr so umfassend und dadurch eingengt wäre. Es würde von Supervisandenseite eher Beratung als Selbstreflexion erwartet. Einige SupervisorInnen meinen auch, dass die aktuellen Rahmenbedingungen wie hoher Zeitdruck, weniger Geld und höherer Arbeitsdruck für Supervision unpassend seien. Einige SupervisorInnen beobachten jedoch auch eine gestiegene Reflexionsbereitschaft und -fähigkeit. Dies wird damit begründet, dass durch den gestiegenen Arbeitsdruck die Motivation zur Reflexion höher sei. Aber auch dadurch, dass Supervisanden infolge bereits durchgeführter Prozesse reflexionserfahrener seien und dadurch, dass diejenigen, die Supervision nachfragen, selbstverantwortlicher, teilweise qualifizierter, aber auch zielstrebigere seien.

Herausforderungen für SupervisorInnen

Besonders ausführlich antworteten die BefragungsteilnehmerInnen auf die Frage nach den größten Herausforderungen unserer Zeit für SupervisorInnen. 75 TeilnehmerInnen nahmen Stellung. Nach der Häufigkeit der Nennungen ist eine Rangfolge an Themen zu erkennen. An erster Stelle steht die Vermarktung der Supervision an sich. Viele SupervisorInnen stellen sich die Frage, wie sie an Aufträge kommen, wie sie sich gegenüber der wachsenden Konkurrenz an Beratungsangeboten positionieren können, oder schlicht, wie sie als Supervisoren überleben können. Dabei werden bereits Lösungsmöglichkeiten angedacht. So meinen einige SupervisorInnen, dass das eigene Berufsbild in Bewegung gehalten werden solle im Sinne von Offenheit gegenüber Neuerungen oder Öffnung in Richtung Organisationsberatung oder Konfliktklärung. Andere fordern mehr Denken in Fragestellungen der Nachfrager. Wieder andere schlagen eine Vernetzung von SupervisorInnen zu Praxisgemeinschaften mit unterschiedlichen Aus- und Weiterbildungsschwerpunkten vor.

Die am zweithäufigsten genannte Herausforderung sehen die SupervisorInnen in der wachsenden Schnelligkeit unserer Zeit und dem dadurch entstehende Druck – sowohl was die Supervisoren als auch die Supervisanden anbetrifft. Supervision stehe als Gegenpol gegen den vorherrschenden Aktionismus und die wachsende

Nachfrage nach schnellen Lösungen. Aber auch die SupervisorInnen an sich müssten sich mit dem Thema: „Weniger ist mehr!“ auseinandersetzen. Es wäre schwer, Supervision auf fachlich hohem Niveau anzubieten, wenn gleichzeitig der Wunsch nach schnellen Lösungen und ein Effektivitätsdruck herrsche.

Auf dem dritten Rang der Herausforderungen wurde das Verhältnis der Supervision zu den Organisationen bzw. den Auftraggebern genannt. Hier wurde mehrfach die besondere Bedeutung des Dreieckskontraktes genannt. Auch wurde eine intensivere Kommunikation mit der Leitungs- bzw. Auftraggeberebene empfohlen. Es würde nicht immer gelingen, die Erkenntnisse aus der Supervision in den institutionellen Alltag zu übertragen, auch sei das Interesse der übergeordneten Hierarchieebenen an den Supervisionsergebnissen oftmals gering. Als SupervisorIn wäre die Bewahrung der neutralen dritten Position eine Herausforderung.

An vierter Stelle wurden die veränderten ökonomischen Rahmenbedingungen angesprochen. Durch die reduzierten Budgets resultierten kürzere Prozesse, wobei gleichzeitig mehr zielgerichtetes Arbeiten gefragt sei. Die Überprüfung der Ökonomie und Effektivität in der sozialen Arbeit ginge zum Teil auf Kosten der Qualität. Es wurde auch die Dominanz der Marktorientierung und Wirtschaftlichkeit beklagt.

Einige SupervisorInnen sehen in den wachsenden Anforderungen an ihre Kompetenzen eine große Herausforderung. Es würde ein sehr umfangreiches fundiertes Wissen, sowohl was die Feldkompetenz anbelangt als auch psychologisch, organisationssoziologisch und methodisch verlangt. Dabei wäre es nicht gerade leicht, die richtigen Schwerpunkte zu setzen. Eine SupervisorIn meint auch, dass immer mehr schlecht ausgebildete und unreife SupervisorInnen auf dem Markt auftauchen.

Eine weitere Herausforderung sehen einige SupervisorInnen darin, in der heutigen Zeit den eigenen Standpunkt zu halten. Die eigene Freiheit zu bewahren, unabhängig zu bleiben, eine eigene Haltung zu haben, das wäre für die supervisorische Arbeit wichtig, aber eben auch die Kunst.

Daneben seien die gesellschaftlichen Entwicklungen eine Herausforderung. Die Arbeitsmarktsituation, der demografische Wandel, die Situation älterer Arbeitnehmer etc. wären vor allem für die Supervisanden mit großer Unsicherheit und Angst besetzt. Supervisoren müssten in gesellschaftspolitischer Hinsicht wach bleiben. Gleichzeitig wird die Qualität der SupervisorInnenausbildung diskutiert. Nehmen die Ausbildung die aktuellen Veränderung auf? Eine Supervisorin beklagt die schlechte Qualität der Ausbildung, eine andere meint, dass die SupervisorInnenausbildung im Gegensatz zu schnellen Coachingausbildungen eine besonders hochwertige Qualität habe. Jedoch sollte auch in der SupervisorInnenausbildung mehr Methodik und wichtige Tools vermittelt werden. Zu diesem Thema passt auch die Herausforderung an die SupervisorInnen im Hinblick auf die existierende Methodenvielfalt, die von einigen SupervisorInnen thematisiert wird. Ei-

nige SupervisorInnen meinen, die starren Grenzen zwischen den unterschiedlichen Schulen sollten aufgeweicht werden und stattdessen integrative Supervisionskonzepte entwickelt werden.

Schließlich gibt es noch Stimmen, die in der Erweiterung der Reflexionsfähigkeit der Supervisanden eine große Herausforderung sehen. Auch wird Burn-out und zunehmende Frustration bei den Supervisanden als herausfordernd erlebt.

Schlussfolgerungen

Die Ergebnisse der Befragung zeigen deutlich, dass sich Themen unserer Zeit in der Supervision spiegeln. Das zeigt sich nicht nur in den Supervisionsanliegen, sondern auch in den Kontraktverhandlungen und der Marktposition der Supervision an sich. Die Befragungsergebnisse geben einen Einblick in die Veränderungen vor allem im sozialen Bereich. Hier scheint eine marktorientierte Entwicklung zu den gleichen Themen zu führen, wie sie in der Wirtschaft seit längerem vorherrschen. So ist die Betonung existenzieller Fragen, wie die Positionierung am Markt oder Kundengewinnung, Verhandlungen um das Honorar wie auch ganz konkrete, zielgerichtete Anliegen im Profit-Bereich selbstverständlich. Gleichzeitig korrespondieren die Veränderungen mit dem allgemeinen Zeitgeist, der sich in kurzen Prozessen, schnellen Lösungen und teilweise auch Oberflächlichkeit zeigt. Supervision als Beratungsmethode zur Reflexion beruflicher Anliegen arbeitet mit Verlangsamung, Ergebnisoffenheit und gründlicher Analyse. Diese Merkmale scheinen auf den ersten Blick nicht dem Trend der Zeit zu entsprechen. Die Supervisanden suchen in erster Linie eine Lösung ihrer Probleme und nicht Reflexion an sich, dazu müssten sie ja bereits reflektiert haben (Weigand 2006). Die aktuellen Probleme bedürfen jedoch tatsächlich zuerst der Reflexion, bevor die Handlungsebene helfen kann. Diesen Zusammenhang muss man erleben, um den eigentlichen Wert der Reflexion zu erkennen.

Dazu kommt, dass oftmals Fragestellungen im Vordergrund stehen, die Organisation, Kooperation und Führung betreffen. Das sind jedoch auch klassische Anliegen der Organisationsentwicklung, sodass es vermehrt zu Überschneidungen der verschiedenen Beratungsangebote kommt. Aber kann Supervision z. B. auch Organisationsberatung sein? Hier scheint sich die Szene nicht einig zu sein. Während offensichtlich viele SupervisorInnen diese Nachfrage bedienen, was auch in einigen Antworten der BefragungsteilnehmerInnen deutlich wurde, grenzen sich andere vehement davon ab (z. B. Gröning 2007). Zudem sind die Beratungsanliegen zunehmend weniger an das spezifische Arbeitsfeld gebunden, sodass insgesamt neue Beratungsformen in Betracht kommen. So hat Coaching mittlerweile in allen Branchen außerhalb des Sozialbereichs den Anteil gegenüber Supervision überholt. Und das, obwohl Coaching konzeptionell gegenüber der Supervision

keine wesentlichen Neuerungen bietet (Kühl 2005). Aber auch im Sozialbereich steigt die Nachfrage nach Coaching, und sogar von den SupervisorInnen selbst wird die Supervision von Führungskräften als Coaching betitelt. Diese Semantik suggeriert möglicherweise eine zumindest hierarchische Aufwertung von Coaching gegenüber Supervision. Der gesellschaftlichen Entwicklung entsprechend sind somit immer weniger Grenzziehungen möglich. Damit wird jedoch auch deutlich, dass Supervision einer zunehmenden Konkurrenz an Beratungsangeboten ausgesetzt ist.

Die Anfragen nach kurzen Supervisionsprozessen oder unrealistischen Auftragsanliegen sind ein Zeichen unserer Zeit. Gleichzeitig drückt sich hier ein großer Problemdruck aus. Wie diese Probleme zu lösen sind, liegt in der Aufgabe der BeraterInnen. Das beinhaltet eben auch die angewandte Methodik. Sofern hier Reflexion erforderlich und hilfreich ist, wird diese Methodik selbstverständlich akzeptiert werden. Letzten Endes verschwinden die tatsächliche Beratungsmethode, die Ausgestaltung und der Inhalt unter dem Siegel der Vertraulichkeit und Intimität der Beratungsbeziehung. Die Qualität der Beratung hängt also letztendlich von der erfolgreichen Gestaltung dieser Beratungsbeziehung ab. Erfolgskriterien, die objektiv beobachtbar sind, sind dann Umfang und Entwicklung der Nachfrage, Marktanteil des jeweiligen Beratungsformates, Bekanntheitsgrad unter den potenziellen Nachfragern, Zufriedenheitsgrad der Supervisanden etc. Hier besteht noch erheblicher Forschungsbedarf. Die SupervisorInnen sollten sich diesen Fragen stellen, auch im Hinblick auf die Diskussionen über den Unterschied zwischen Supervision und Coaching. Vor allem im Wirtschaftssektor gibt es eine zunehmende Nachfrage nach professionellen Reflexionsangeboten, der Möglichkeit, dem hektischen Alltag mit gedanklichem Abstand zu begegnen, um den Überblick zu bewahren. Tatsächlich ist hier nur der Begriff Coaching etabliert. Dabei gibt es die Unterscheidung zwischen Supervision und Coaching nicht, da Supervision hier überwiegend als Coaching verkauft wurde. Aber es tauchen auch vermehrt kontinuierliche Gruppensupervisionsprozesse in der Industrie auf, die beim Namen Supervision genannt werden (z.B. Fa. Robert Bosch GmbH). Das macht deutlich, dass der Supervisionsmarkt nach wie vor großes Potenzial birgt. Es zeigt aber auch, dass das Angebot für die potenziellen Supervisanden verständlich kommuniziert und vermarktet werden muss, wenn es gegenüber der Konkurrenz Bestand haben soll.

Literatur

- Gröning, K. (2007): Supervision zwischen traditionellen Institutionen und modernen Zeiten. In: Forum Supervision, Heft 30.
- Keupp, H. (2002): Identitätsbildung in der Netzwerkgesellschaft: Welche Ressourcen werden benötigt und wie können sie gefördert werden? In: Bindungsstörungen und Entwicklungschancen, hg. von Finger-Trescher/Krebs. Gießen.
- Kühl, St. (2005): Das Scharlatanerieproblem – Coaching zwischen Qualitätsproblemen und Professionalisierungsbemühungen. Köln.
- Weigand, W. (2006): Neue Herausforderungen an die Profession Supervision. In: Supervision 1.2006.

Anschrift der Verfasserin: Marcella Schlotterbeck, Bruckäckerweg 3, 72770 Reutlingen,

Rezensionen

Arndt Ahlers-Niemann: Auf der Spur der Sphinx. Sozioanalyse als erweiterter Raum zur Erforschung von Organisationskulturen, Norderstedt (Books on Demand GmbH) 2007, 582 Seiten, 35,50 €.

Arndt Ahlers-Niemann will mit seinem Buch zur Entwicklung einer Wahrnehmungs- und Erkenntniskultur für unbewusste Prozesse in Organisationen beitragen. Sein Anliegen ist der Aufbau einer neuen Disziplin. Entstanden ist ein bemerkenswertes Lehr- und Lernbuch über die „Ergründung von Organisationskulturen“. Die veröffentlichte Dissertation lädt ein, dem Verfasser auf seinem Lern- und Erkenntnisprozess zu folgen. Persönlich formuliert er, in Anlehnung an das Höhlengleichnis von Platon, dass er seinen „Platz in der Höhlengemeinschaft verlassen und (sich) vorbei am Feuer auf den Weg aus der Höhle gemacht“ hat (S. 34). Das Buch ist gewissermaßen der Schatz, den er in die Höhle zurückbringt: die Darlegung seiner Irritationen, Verwirrungen, seiner Ängste und Erkenntnisse.

Der Autor stellt sich gegen die weithin durch Rationalität und Ökonomie geprägten Sichtweisen, indem er einem humboldtschen Bildungsverständnis folgend einen interdisziplinären Kontext aufstellt. Sozioanalytische, psychoanalytische und organisationskulturelle Theorien werden mit ihren individuellen Blickwinkeln auf Organisationen dargestellt und dann einer integrierenden Betrachtungsweise zugeführt. Antike Bilder und literarische Quellentexte bereichern die Herangehensweise.

Der Autor folgt einem von Mythen und Symbolen geprägten Organisationsverständnis und verwendet entsprechende Sprachbilder. Er vertritt die These, „dass Organisationskulturen im Rahmen dieser Forschungsrichtung als durch ein Wechselspiel von bewussten und unbewussten Anteilen konstituiert zu verstehen sind. Die Wahrnehmung eines solchen Wechselspiels macht weiterhin eine binokulare Perspektive erforderlich, die es einerseits erlaubt, unbewusste Kulturanteile wahrzunehmen, und andererseits ein Verständnis dieser Kulturanteile als sozial induziert ermöglicht. Letztlich sollte diese soziale Induzierung, für die im Rahmen dieser Arbeit in Anlehnung an den Ödipus-Mythos die Metapher der Sphinx-Perspektive verwendet wird, bei der sozioanalytischen Erforschung von Organisationskulturen im Vordergrund stehen“ (S. 35/36).

Um das Unbewusste in Organisationen verstehend erschließen zu können, gibt es im 1. Teil des Buches sowohl geschichtliche Rückblicke als auch die Aufschlüsselung des psychoanalytischen und sozioanalytischen Zugangs. Die aufgezeigte Entwicklung des Verständnisses von Organisationskulturen reicht von „Esprit de Corps“ mit Beginn der Industrialisierung, über die „Wirtschaftskrise“ des 19. Jahrhunderts, ersten psychoanalytischen Betrachtungen der „organisational culture“ (Jaques, 1951), der „corporate culture“ der 80er-Jahre (Deal, Kennedy) bis zu den

ersten anthropologischen Betrachtungen Scheins (1985). Sie alle folgten jedoch eher der Annahme, „kulturelle Phänomene in Organisationen seien implizit“ (S. 51). In den 90er-Jahren tauchen Formulierungen wie „informelle Systeme“ oder „Schattenorganisationen“ auf und machen deutlich, dass „die gegenseitige Wechselwirkung und Abhängigkeit von offiziellen und inoffiziellen bzw. sozialen und psychischen Systemen“ stärker in den Blick genommen werden muss (S. 53).

Bion entwickelte in den 50er-Jahren bereits Ansätze einer psychoanalytischen Kulturforschung, die Ahlers-Niemann anhand von drei Hypothesen verdeutlicht:

1. Jede Organisationskultur wird durch ein Wechselspiel bewusster und unbewusster Kulturanteile konstituiert.
2. Im Rahmen psychosozialer Organisationskulturforschung ist eine binokulare Sicht unerlässlich.
3. Der stärker zu fokussierende Teil der psychosozialen Analyse von Organisationskulturen stellt ihre soziale Induziertheit (Sphinx-Perspektive) dar.

Zentral ist hier die Verdeutlichung der zwei Perspektiven aus dem Ödipus-Mythos: Folgt man der Ödipus-Perspektive, dann bleibt die Betrachtung eher individuell und somit „klassisch“ analytisch. Folgt man der Sphinx-Perspektive, ermöglicht die psychoanalytische Erkenntnis das Denken in sozialen Systemen. „Denken wird konstitutiv für das Bewusstsein und die Sinnbildung innerhalb von Organisationen und ihren Kulturen erachtet und steht darum im Mittelpunkt dieser Perspektive“ (S. 66). Dies und die mit der Sphinx-Perspektive verbundene fragende Haltung skizzieren sowohl einen entscheidenden Zugang zur Erfassung der sozialen Realität von Organisationen, wie auch den von Ahlers-Niemann gewählten Ansatz. Fragend und in (und mit) sozialen Systemen denkend erarbeitet er sich den Zugang zu den unbewussten Organisationsdimensionen.

Die dafür notwendigen sozioanalytischen Theorien versteht er metaphorisch als einen Handwerkskasten, der ihm einerseits hilft, die Fülle zu sortieren, und der ihm andererseits die Sicherheit gibt, über die Verdeutlichung der Bedeutung der Werkzeuge das Ziel – die Anwendung – zu erreichen (S. 88). Zusammenfassend lässt sich sagen, dass deutlich wird, dass Ahlers-Niemann die acht „Werkzeuge“ nicht nur kennt, sondern sie sich als „Werkzeugmacher“ zu eigen gemacht hat. Man darf gespannt sein, ob und wie er sie anzuwenden weiß.

Im 2. Teil werden die angewandten psychoanalytischen und sozioanalytischen Theorien und Modelle vorgestellt: Die ersten vier Kapitel umfassen psychoanalytische Basisthemen, die für das Verstehen unbewusster intrapsychischer Prozesse wichtig sind: das Konzept der projektiven Identifikation, die Objektbeziehungstheorie, das Container-Contained-Modell, das Konzept der Kollusion. Es folgen vier Kapitel in denen Gruppe und Systeme fokussiert werden: das Konzept der Grundannahmegruppen, die Theorie des Organisationsideals und des Organisationschattens, die Theorie sozialer Abwehrsysteme. Auch hier wird zunächst von einem individuellen analytischen Ansatz ausgegangen. Alle acht Kapitel enden je-

doch dort nicht, sondern der Autor stellt erweiternde sozioanalytische Betrachtungen an und baut somit Schritt für Schritt die neue Disziplin auf.

Im 3. Teil findet die sozioanalytische Überlegung Anwendung, indem die Kultur der Resozialisierungseinrichtung „Wichernhaus“ betrachtet und analysiert wird. „Die sozioanalytische Dekonstruktion stellt (einen) subjektiven Versuch dar, die Organisation (Wichernhaus) in ihrer psychosozialen Dynamik zu verstehen“ (S. 325). Die Zugänge des Autors sind sowohl seine theoretischen und analytischen Betrachtungen wie aber auch seine eigenen temporären Erfahrungen in verschiedenen Rollen in dieser Organisation. Ahlers-Niemann wählt eine Organisation, deren Themen, auch 170 Jahre nach ihrer Entstehung, vergleichbare Dynamiken und Dramaturgien aufweisen: gesellschaftliche Verränderungen und ihre Auswirkungen auf Werte, Sinn, Umgang mit sozialen Unterschieden, Armut, Kriminalität, Ausgrenzung ... Und angesichts der aktuellen Debatte über Lob und/oder Missbrauch der Disziplin (Bueb, Brumlik u. a.) liefert das analysierte Organisationsbeispiel einen nachdenkenswerten Beitrag zur unbewussten Dynamik von Organisationen, wo sich „hinter der oberflächlichen Polarisierung zwischen Insassen und Personal teilweise Kollusionen gegenseitiger Befriedigung unbewusster Bedürfnisse“ ... verbirgt (S. 454).

Durch die gründliche Analyse des Organisationsgründers Johann Heinrich Wichern und der Organisation Wichernhaus, der Verdeutlichung biografischer, gesellschaftlicher und politischer Rahmenbedingungen und ihrer Auswirkungen auf das konkrete Tun werden die LeserInnen unweigerlich mit der Frage nach Identifizierung und/oder Abgrenzung konfrontiert. Differenzierte Bilder entstehen, Rollen verdeutlichen sich, die offizielle und die inoffizielle Kultur wird sichtbar und spürbar. Die immer wieder eingeblendeten Zusammenfassungen der vorausgegangenen Theorie helfen Kontexte herzustellen, sozusagen einen persönlichen Möglichenraum (S. 362) einzurichten und die eigenen Affinitäten zu reflektieren.

Schließlich folgen im 4. Teil Konkretisierungen der sozioanalytischen Organisationskulturforschung als neuer Disziplin; formuliert als Plädoyer für die Notwendigkeit der Wahrnehmung von unbewussten Prozessen innerhalb von Organisationen und ihrer Kulturen.

„Es geht darum, das Unbewusste verstehen zu lernen, was sich in konkreten Handlungen, die oft disfunktional sein können, offenbart“ (S. 512). Auf diesen mühevollen Weg des Verstehens hat sich Ahlers-Niemann gemacht und diesen Weg mutet er auch seinen LeserInnen zu. Mag die Fülle der dargestellten Zugänge, die Intensität, die Detailtreue und die Gründlichkeit einerseits „erschlagen“, andererseits konfrontiert sie eben genau dadurch mit der Dichte und Tiefe möglicher Übertragungsbilder, unbewusster Muster und organisationaler Vielfalt. Ermunternd ist die Aufforderung, das „ungedacht Gewusste“ (S. 23) in die Betrachtung von Organisationen und Kulturen mit einfließen zu lassen. Fesselnd bleibt die Gebundenheit von Thesen, Annahmen, persönlichen Erlebnissen und bildhafter Spra-

che, sodass es nicht „nur“ eine theoretische Expertise ist, sondern „auch“ ein Lern- und Lesebuch.

Nachdenklich sitze ich vor dem nun zugeschlagenen Buch: Mich beschäftigt die Schlussfolgerung des Autors, der am Ende seiner Arbeit resümiert, er habe eher ein „erschreckendes und beängstigendes Bild vom Leben in Organisationen gezeichnet“ (S. 513). In seinen Darlegungen hatte er versucht darzustellen, dass Organisationen sind wie das Leben und somit Sonnen- und Schattenseiten dazu gehören. Haben ihn seine eigenen Aufdeckungen erschreckt? Bleibt ihm zu wünschen, dass sein Forschungsinteresse ihn weiterhin in die eine oder andere Organisation oder Höhle führt, „für die es keine verlässliche Landkarte gibt“ (Sievers, S. 513).

Edeltrud Freitag-Becker

Mechthild Zeul: Das Höhlenhaus der Träume. Filme, Kino & Psychoanalyse, Frankfurt am Main (Brandes & Apsel) 2007, 168 Seiten, 17,90 €.

Im Titel ihres ansprechend aufgemachten Buches greift Mechthild Zeul einen Begriff René Spitz' auf, der die Mundhöhle – von ihm als „Urhöhle“, die zum „Höhlenhaus der Träume“ wird, bezeichnet – als eine primäre Zone beschreibt, die innere und äußere Wahrnehmung verbindet. Im Kinosaal sieht die Autorin einen der Urhöhle vergleichbaren Raum, der den Zuschauer zur Regression einlädt in einen lustvollen frühen, überwiegend vom Primärvorgang bestimmten Zustand, ähnlich der Stillsituation des Säuglings. Dabei steht die Leinwand für das Gesicht, besonders die Augen der Mutter, die der Säugling beim Saugen mit seinem Blick sucht, während er die Brustwarze im Mund fühlt. Der Film wird wie die Nahrung geschluckt, während, wie es auch in Träumen möglich ist, eine frühe narzisstische Omnipotenz und damit das lustvolle Gefühl, über die Eigenschaften beider Geschlechter zu verfügen, wiederbelebt wird, was eine Vielfalt von Identifizierungen ermöglicht. Hier führt die Autorin Bertram Lewins Konzept der „Traumleinwand“ ein, die als visuelle Erinnerungsspur der mütterlichen Brust eine Art Projektionschirm für die Träume darstellt. Die erzwungene Immobilität im Kinossessel (wie im Schlaf) und die Dunkelheit lösen regressiv orale Erlebnisqualitäten aus, lassen den Zuschauer (wie den Träumer) wieder eintauchen in eine ganzheitliche, befriedigende „Welt der vermischten Sinneswahrnehmungen“, in der die „Welt“ wieder „essbar“ wird – so zitiert die Autorin Lewin –, wozu auch die Angstlust am „Gefressenwerden“ durch den Film gehört, in den der Zuschauer sich fallen lässt wie der Schläfer in den Traum. Hier zeigt sich wieder einmal, dass es sich lohnt, auch ältere Theorien zum Verständnis heranzuziehen: Spitz' und Lewins Konzepte stammen überwiegend aus den 1940er- und 1950er-Jahren.

Durch die Verknüpfung v. a. dieser Theorien mit psychoanalytischen Theorien zur psychosexuellen Entwicklung des Mädchens (u. a. von Doris Bernstein und Eva Poluda) wirft Mechthild Zeul einen sehr anregenden, spezifisch weiblichen Blick auf das Kino. Sie eröffnet damit einen erweiterten Verstehenshorizont, besonders auch der Attraktivität weiblicher Stars für Frauen, was männliche Psychoanalytiker nicht erklären konnten, für die der vollkommene weibliche Star als Fetisch zur Abwehr von Kastrationsangst dienen sollte. Für Frauen dagegen bietet der Film lustvolle Regressionsmöglichkeiten in eine frühe Phase der Verliebtheit des kleinen Mädchens in die Mutter, eine Regressionsbewegung, die ihnen leichter fällt als den Männern, da die Vorstellung der Vereinigung mit dem mütterlichen Liebesobjekt sie nicht mit Kastrationsängsten plagt, und vielleicht auch – der Gedanke drängte sich mir beim Lesen auf –, da sie von ihrem Körpererleben her einen natürlicheren Zugang zu „Höhlenhäusern“ haben als Männer.

Da die Autorin einen, sich als sehr kreativ erweisenden, intersubjektiven Zugang zum Film wählt, überrascht sie mit ihrer Ansicht, das Konzept der Gegenübertragung sei in der Filmanalyse nicht zu verwenden, weil „der Film nicht überträgt“. Darüber ließe sich diskutieren. Natürlich überträgt nicht der Film. Aber was ist mit dem Regisseur? Wer einen Film macht, nutzt doch das Medium, wie jeder andere Künstler auch, zur Projektion eigener bewusster und unbewusster Fantasien. Wenn ich eine Jugendliche auffordere sich vorzustellen, sie wäre eine Filmregisseurin, und sie bitte, mit dem Material des Sceno-Tests eine Szene aufzubauen, und wenn ich dann diese Szene, ohne irgendeinen Kommentar, im Seminar für Ausbildungskandidaten der Kinderanalyse nachbaue, dann sind die Einfälle und Anmutungen der Kandidatinnen durchaus auch als Gegenübertragungs-Reaktionen auf die Patientin zu verstehen. Insofern begeben sich auch Zuschauerinnen in eine von wechselseitigen Übertragungen und Gegenübertragungen geprägte Beziehung zum Regisseur, ähnlich wie ich mich als Betrachterin eines Bildes in Beziehung zum Maler begeben – ein Vergleich, den auch Zeul anstellt. Wenn ich dann noch vom Film oder Bild angerührt werde, hat mich der Künstler erreicht; es gibt Momente der Begegnung, die die Autorin mit dem Konzept des „Gegenwartsmoments“ von Daniel Stern zu fassen versucht. Hier erscheint mir Bions Konzept der „ausgewählten Tatsache“ („selected fact“) erwähnenswert (dem gegenüber Stern m. E. nicht viel Neues bringt), da es als ein genuin analytisches Konzept die Ergriffenheit bis hin zur Verstörung im Moment der Begegnung zwischen Psychoanalytiker und Analysand ebenso wie zwischen Künstler und Rezipient dadurch erklärt, dass Unbewusstes zu Unbewusstem in Kontakt kommt, wie Freud es für die analytische Situation beschrieb.

Dem Theorieteil des Buches folgen Filminterpretationen. Diese lassen im Leser Bilder entstehen, insofern beantworten sie die Frage der Autorin, ob ein Filmbuch ohne Filmvorführung möglich sei, positiv: Ich habe es, weitgehend ohne die Filme zu kennen, mit Gewinn gelesen und nehme viele Anregungen daraus mit. (Noch

eine kleine Anmerkung: Schade, dass es im Buch keinen Hinweis auf das Titelfoto gibt: Ist die schöne, elegante Diva Rita Hayworth? Sie passt zu Zeuls im Text wiedergegebenem Bild von Rita Hayworth als Gilda in dem gleichnamigen Film, was zeigt, wie anschaulich ihre Filmbeschreibungen sind.) Mechthild Zeul ist es gelungen, ein facettenreiches, sowohl theoretisch anspruchsvolles als auch sinnlich ansprechendes Buch zu schreiben, das die in den letzten zwölf Jahren boomende Psychoanalyse des Films um wesentliche Aspekte bereichert und dem ich viele Leserinnen und Leser wünsche.

Annegret Wittenberger

Neue Bücher

Heinrich Dauber und Ralf Zwiebel (Hg.): Professionelle Selbstreflexion aus pädagogischer und psychoanalytischer Sicht. Bad Heilbrunn (Verlag Julius Klinkhardt) 2006, 252 Seiten, 21,- €.

Für Supervisorinnen und Supervisoren ist die Entwicklung der eigenen und die Förderung der Selbstreflexion beim Ratsuchenden eines der zentralen Tätigkeitsfelder. Insofern kann ein Blick in die Nachbardisziplinen hilfreich sein, wenn diese sich um dieses Thema bemühen. Der von H. Dauber und R. Zwiebel vorgelegte Sammelband geht zurück auf eine Tagung der Universität Kassel im Herbst 2002 zum Thema „Professionelle Selbstreflexion aus psychoanalytischer und pädagogischer Sicht“, die vom Institut für Psychoanalyse und dem Fachbereich Erziehungswissenschaften/Humanwissenschaften durchgeführt wurde.

Im Vorwort weisen die Herausgeber darauf hin, dass die für den Beruf des Lehrers und des Psychotherapeuten grundlegenden personalen und sozialen Kompetenzen vor allem im Medium „kritischer Selbstreflexion“ vermittelt werden können – die Ausbildung sollte daher vor allem auf die Ausbildung einer inneren Haltung abzielen, „die in bipolarer Aufmerksamkeit sowohl die Situation des Pädagogen bzw. Analytikers wie die des Schülers bzw. Analysanden samt der jeweiligen sozialen und institutionellen Kontexte wahrzunehmen und zu reflektieren vermag“ (S. 8).

Ausgangspunkt des Sammelbandes sind drei Beiträge, die den allgemeinen Begründungszusammenhang entfalten und sich den theoretischen und philosophischen Aspekten von „Selbstreflexion“ widmen (H. Dauber, R. Zwiebel, R.-P. Warsitz). Der zweite Teil stellt Seminarformen, die sich in Zugangsweise und thematischem Schwerpunkt unterscheiden, im Kontext der Hochschule vor (R. Zwiebel, H. Dauber, R. Luca, T.A. Iwers-Stelljes, A. Garlichs, H. Lahme-Gronostaj). Im abschließenden dritten Teil werden weitere Formen pädagogischer Selbstreflexion dokumentiert, die sich besonders auf die Berufssituation von Lehrern beziehen (F. Heinzl, S. Alexi, P. Berger, H. Rauschenberger, H. Daubner).

Jürgen Kreft

Katharina Gröning: Pädagogische Beratung. Konzepte und Positionen, Wiesbaden (VS Verlag für Sozialwissenschaften) 2006, 166 Seiten, 16,90 €.

Angesichts eines geradezu inflationären Angebots wird es zunehmend schwierig, sich im Dickicht unterschiedlicher Beratungsformen zurecht zu finden. K. Gröning bietet mit ihrer Veröffentlichung zur „Pädagogischen Beratung“ eine deutlich positionierte Orientierung angesichts der zahlreichen Inhalte, Konzepte und Ansätze. Das Lehrbuch wendet sich zwar in erster Linie an Studierende der Erziehungswissenschaft, stellt aber durchaus auch für den Praktiker ein Angebot dar, soweit sie oder er sich für theoretische Ansätze als jeweiliges Hintergrundwissen interessiert – und sollten wir das von Zeit zu Zeit nicht alle?

Pädagogische Beratung findet in der Praxis statt als Sozialberatung in Verwaltungen oder bei freien Trägern, als Frauenberatung, interkulturelle Beratung und in unterschiedlichsten Formen berufsbezogener Beratung – wo dann auch die „Supervision“ ihren Platz findet. Damit gerät ein breites Feld unterschiedlicher Beratungsformen in den Blick, dass sich nicht leicht zusammenfassen lässt. Aber genau darum geht es K. Gröning: Sie möchte, ausgehend vom Gedanken der Konzipierung einer nicht-klinischen und nicht-therapeutischen Beratungsform, die Idee einer Pädagogischen Beratung skizzieren.

Mit Blick auf die noch junge Geschichte der Pädagogischen Beratung werden zwei Hauptströmungen identifiziert: Beratung als kommunikative Hilfe zur Mündigkeit und Beratung als Form der Sozialisation. Diese bilden die Folie für die kritische Reflexion des Beratungsdiskurses der letzten Jahrzehnte. Und „um sich in dem Gestrüpp von Positionen besser zurecht zu finden“ unternimmt K. Gröning den Versuch, „die bestehenden Beratungsformen in der Pädagogik ihren wissenschaftstheoretischen Wurzeln zuzuordnen“ (S. 25).

Und übrigens: Die Hoffnung der Pädagogen, dass sich mit der Professionalisierung der berufsbezogenen Beratungen – insbesondere der Supervision – neue Chancen für ein nicht-klinisches Professionsmodell ergeben würden, sieht K. Gröning eher skeptisch: „Supervision ist heute als eigenes Professionsmodell eher bedroht und wird künftig zu verteidigen sein. Zunehmend werden berufsbezogene Beratungsformen als Instrumente des Managements und als Personalentwicklung diskutiert“ (S. 13). Um in diesen Auseinandersetzungen einen klaren Kopf zu bewahren und zu wissen, wo die eigenen Wurzeln liegen, bietet das Lehrbuch mehr als nur Orientierung, weil es auf die Setzung eines ethischen Rahmens in der Pädagogischen Beratung nicht verzichten will.

Jürgen Kreft

Hans Glatz, Friedrich Graf-Götz: Handbuch Organisation gestalten. Für Praktiker aus Profit- und Non-Profit-Unternehmen, Trainer und Berater, Weinheim und Basel (Beltz Verlag) 2007, 360 Seiten, 44,90 €.

Dass Organisationen schon seit Jahren einem ungeheuren Veränderungsdruck ausgesetzt sind und zukünftig auch bleiben werden, ist keine wirklich neue Einsicht, wird aber die Anforderungen an diejenigen, die in Organisationen arbeiten oder sie als Führungskräfte zu steuern und als Berater zu begleiten versuchen, nachhaltig prägen. Die politischen und globalen Entwicklungen werden die inhaltliche und soziale Komplexität von Organisationen und Versuche ihrer Veränderung noch einmal spürbar erhöhen. Damit steigen auch die Anforderungen an die Kompetenz all derer, die in diesem Rahmen arbeiten oder beraten wollen. Genug Gründe, um sich mit dem Thema Organisation eingehend auseinander zu setzen – und das vorliegende „Handbuch Organisation gestalten“ von H. Glatz und F. Graf-Götz bietet dabei eine Vielzahl von Anregungen.

Das Handbuch wendet sich an alle, die in ihrer professionellen Arbeit in oder mit Organisationen zu tun haben, und behandelt das Thema Organisieren und Managen in drei umfangreichen Kapiteln: An den Anfang stellen die Autoren einen Blick auf die „Organisation als Ort der Zusammenarbeit von Menschen“: Was sind eigentlich die wesentlichen Merkmale von Organisationen, wie sind sie entstanden, was gibt es für Grundtypen, wie funktionieren sie als soziale Systeme und wie lassen sie sich gestalten? Daran schließt sich die Frage an, wie sich „Organisationen führen und managen“ lassen. Dabei wird ein Überblick über Führungs- und Leitungsfragen, Strategieentwicklung und Zielorientierung angeboten und der Diskussionsstand zu den Themenkomplexen Teamentwicklung, Projektmanagement, Kunden- und Changemanagement zusammengefasst.

Das abschließende Kapitel legt den Schwerpunkt auf Strategien und Instrumente, die geeignet erscheinen, Organisationsveränderungen herbeizuführen und zu gestalten. In diesem Zusammenhang werden einige Veränderungsansätze vor- und zentrale theoretische Bausteine des Veränderungsmanagements dargestellt. Dabei wird auch die Rolle von Führungskräften und Beratern in Change-Prozessen gestreift.

Insgesamt versammelt das Handbuch die wesentlichen Themen und Inhalte, die zu bedenken sind, wenn man sich darum bemühen möchte, die eigene oder eine zu beratende Organisation besser zu verstehen. Die Darstellung ist noch dazu gut lesbar, wird durch Grafiken und Karikaturen aufgelockert und durch Übungen und Checklisten ergänzt.

Jürgen Kreft

Briefwechsel

Liebe Constanze

bin ich von Beruf Supervisor? Bin ich ein „Arbeitskraftunternehmer“ (Voß/Pongratz)? Diese Fragen sind nicht neu, aber sie begleiten mich immer wieder auf der Suche nach dem, „was bin ich“, der eigenen beruflichen Identität.

Unter Beruf verstehe ich eine Arbeit, für die ich ausgebildet wurde und deren Ausbildung gesellschaftlich oder zumindest institutionell anerkannt ist. Die Ausbildung zum Supervisor ist nicht gesellschaftlich anerkannt, aber zumindest institutionell durch den eigenen Berufsverband DGSv und über die Bezeichnung Supervisor/in DGSv in vielen Organisationen, die Arbeitsaufträge für Supervisoren anbieten und kontraktieren. In Teilbereichen der Gesellschaft ist der Beruf Supervisor mit Hilfe des Berufsverbandes somit anerkannt. Der Berufsverband bestimmt über Ausbildungsstandards und Ethikstandards. Nun gibt es hier Kompromissbildungen, die den Beruf sichern und gleichzeitig verunsichern. So sind die Standards für den Weg, wie man Supervisor wird, durch Vorbildung und Ausbildung festgelegt und gleichzeitig hat man Ausnahmen, die Zweitwege sind, entwickelt, um den Berufsverband größer, sichtbarer, repräsentativer werden zu lassen. Dadurch vergrößerte sich die Bedeutung dieses Berufsverbandes und gleichzeitig nahm die Heterogenität der beruflichen Selbstverständnisse bei den Mitgliedern zu. Außerdem entstanden immer mehr Ausbildungsstätten, die die Kriterien des Berufsverbandes erfüllten und somit folgerichtig anerkannt wurden. Dies bewirkte natürlich, dass die Zahl der ausgebildeten Supervisoren ständig stieg. Gleichzeitig vergrößerte sich der Markt für Supervision, der ja hauptsächlich geschichtlich im Sozial- und Gesundheitssektor lag, keineswegs entsprechend, teilweise wurde der Bedarf nach reflektierender Beratung im Rahmen allgemeiner Sparmaßnahmen wesentlich reduziert. So mussten Supervisoren auf Arbeitssuche ihre klassischen Tätigkeitsbereiche, nämlich die Beratung von Personen, Gruppen oder Teams bezogen auf deren Arbeit in Institutionen, erweitern oder gar verlassen. Manche besannen sich auf vorher gelernte Arbeitsbereiche wie Fortbildungsarbeit, andere weiteten ihre Ressourcen aus und lernten Organisationsberatung hinzu, um nur zwei Erweiterungswege zu nennen. Letztlich kann das natürlich zu einem großen Repertoire an Methoden, Techniken, Settings und Arbeitsformen führen, die dem Kunden oder dem Klienten offeriert werden, um am Markt für Nachfragen entsprechend präsent zu sein.

Diese Entwicklung befreit natürlich sowohl den Berufsverband wie auch den einzelnen Supervisor aus dem Beschäftigungseingpass (was soll ein Beruf ohne Markt?) und bewirkt gleichzeitig die Verunsicherung in der Frage: „Wer bin ich?“, die Identitätsfrage also. So ist die Expansion der DGSv durch die Mitgliederaufnahme auf dem „zweiten Bildungsweg“ wie auch der expandierende Ausflug in ei-

nen allgemeinen Beraterverband, politisch weitsichtig und vorausschauend bedeutsam, wie gleichzeitig identitätsverunsichernd, weil die folgende Frage innerlich kaum gefüllt werden kann: Gehören die vielfältigen Arbeitsformen künftig alle zum Beruf des Supervisors, und wie kann ich das alles lernen oder können? Diese Expansionen der Berufsgruppe und der Arbeitsbereiche sind also berufssichernd und gleichzeitig deprofessionalisierend, wie der Soziologe Stephan Kühn beschrieben hat.

Genau dieses Dilemma erlebe ich. Manche Kollegen versuchen sich daraus zu befreien, indem sie sich gewissermaßen parzellieren in Rollen je nach Marktanfrage. Mal bin ich dann ein Moderator für einen Diskurs, mal bin ich ein Seminarleiter für ein Thema, mal bin ich ein Trainer für Kommunikations- oder Führungsfragen und mal berate ich Personen oder Gruppen in ihren beruflichen Rollen und bezogen auf ihre Arbeit. Diese Aufgaben bleiben in sich selbstständige einzelne Aufträge und sind fachliche Dienstleistungen, die unverbunden nebeneinander ausgeübt werden. Wenn man diese Kollegen nach ihrem Beruf fragt, dann nennen sie mehrere Teilberufe oder ihren Herkunftsberuf, wenn dieser mehr gesellschaftliches Ansehen verspricht. Für den Beruf des Supervisors wirkt das deprofessionalisierend. Andere Kollegen mit gleichem Tätigkeitsspektrum in der Breite sagen, sie seien in den unterschiedlichen Aufgaben, Settings, Rollen immer derselbe, sie seien immer Supervisor und versuchen dann zu verklammern, was denn das Supervisorische, die supervisorische Identität eigentlich sei, die sie in unterschiedlichen Rollen immer der Gleiche sein lässt.

Diese Frage treibt mich um. Bin ich als Supervisor ein „Arbeitskraftunternehmer“, der am Markt Aufträge sucht und seine Ressourcen als Ware zum Verkauf anbietet, und bin ich damit zufrieden, weil ich diese verschiedenen Rollen eigentlich alle ganz gut kann und gerne ausübe? Oder ist es für mich wichtig, diese Rollen innerlich zu bündeln, zu integrieren? Und was ist denn der Unterschied zwischen dem erstgenannten und dem zweitgenannten Verständnis? Jage ich mit der Integrationsfrage einem Anspruch hinterher, einem Ziel, das mich mehr verunsichert als mich stabilisiert? Warum kann ich es nicht genug sein lassen mit der Addition verschiedener Tätigkeiten, die in einem lockeren Bezug zueinander stehen aber nebeneinander selbständig ausgeübt werden können? Oder zerreißt mich die Vielfalt, der ständige Rollenwechsel, weil ich eine Mitte brauche, die ich mir aber selbst geben muss?

Kennst Du solche Fragen auch, liebe Constanze?

Gerne wüsste ich, was Du dazu denkst.

Herzliche Grüße, Dein Kollege Gregor

Lieber Gregor,

ich musste Deinen Brief, nachdem ich ihn kurz überflogen hatte, erst einmal beiseite legen, weil er mich in einer arbeitsreichen Woche erreicht hat. Auf meinem Schreibtisch lagen die Entwürfe für Flyer zu Führungskräftebildungen, die dringend fertig gestellt und versendet werden mussten, dann musste noch ein Angebot für Mitarbeiter einer Kommune zum Thema „Umgang mit schwierigen Bürgerinnen und Bürgern“ geschrieben werden, und parallel dazu habe ich an der Fachhochschule das Thema „Personalentwicklung“ unterrichtet. Als Supervisorin im engeren Sinn gab es in dieser Woche nichts zu tun. Und mittendrin kommt Deine Frage nach der beruflichen Identität.

Das war nicht unbedingt eine typische Woche, aber so ähnlich sieht es immer aus, nur dass zwischendurch noch Einzel- und Gruppensupervisionen stattfinden. In der letzten Zeit heißen die immer häufiger Coaching. Das ist meine Realität als Freiberuflerin bzw. selbstständige Supervisorin – und diese Praxis kommt einem Voß'schen „Arbeitskraftunternehmer“ schon sehr nahe. Wenn man mich nach meinem Beruf fragt, addiere ich meistens „Supervisorin, Fortbildnerin und Organisationsberaterin“, und hoffe, dass ich damit bei meinen Gesprächspartner ein Berufsbild hervorrufe, das sie mit Bedeutung füllen können. Würde ich mich ausschließlich als „Supervisorin“ vorstellen, hätte ich in vielen Bereichen außerhalb des sozialen Feldes Sorge, auf Unverständnis zu stoßen.

Auf meinen Ursprungsberuf beziehe ich mich kaum noch. Das liegt jetzt schon mehr als 20 Jahre zurück, und als Lehrerin habe ich nicht lange genug gearbeitet, um eine gefestigte berufliche Identität zu entwickeln. Vielleicht geht es den Kolleginnen und Kollegen, die noch in ihrem gelernten Beruf arbeiten, und Supervision nebenberuflich anbieten, anders. Ich vermute das fast.

Subjektiv fühle ich mich durch diese vielfältigen Tätigkeiten – Du nennst es in Deinem Brief „fachliche Dienstleistungen“ – nicht deprofessionalisiert. Im Gegenteil: Ich bekomme Erfahrungen in einem breiten Spektrum unterschiedlicher Themen und Organisationen mit, die ich nicht missen möchte. Manchmal fühle ich mich am Ende einer Arbeitswoche in vielen unterschiedlichen Feldern und Rollen sehr erschöpft – ist dies schon ein Symptom der Zerrissenheit? Ich hoffe nicht, aber ich teile Deine Meinung, dass über das Engagement in parallelen Tätigkeitsbereichen das Berufsbild „Supervisor/in“ immer unklarer wird und auf dieser Ebene eine Entprofessionalisierung statt findet.

In Hinsicht auf die Frage nach der Identität gehöre ich wohl zu der von Dir beschriebenen Gruppe, die versucht, zwischen den einzelnen Tätigkeiten eine Brücke zu schlagen und nach dem zu suchen, was man als das Gemeinsame bezeichnen könnte. Ich umschreibe das für mich immer als eine supervisorische Haltung, die in all dem, was ich tue – hoffentlich – sichtbar bleibt. Mir ist diese „Mitte“ wichtig, gerade angesichts der Expansionen der Berufsgruppe und der damit ver-

bundenen „kollektiven Identität“. Ein gewisses Maß an Widersprüchlichkeit und Unvereinbarkeit meiner Vorstellungen und der der Gemeinschaft der Kolleginnen und Kollegen halte ich wohl aus – und ich finde, das gehört in unseren flexiblen Zeiten auch dazu. Aber die Widersprüche dürfen auch nicht zu groß werden und es muss bei aller Veränderung das zu Bewahrende für alle klar sein.

Ohne eine klare individuelle Identität, die von einer kollektiven gestützt wird, lassen sich berufliche Rollen gar nicht befriedigend gestalten. Darüber hinaus vollzieht sich unsere Arbeit in Beziehungen zu anderen Menschen – und ich kann mir nicht vorstellen, dass Beziehungen zu anderen Menschen ohne eine eigene halbwegs stabile Identität möglich sind. Wenn ich nicht weiß, wer ich bin, wissen andere es auch nicht. Zu wissen „wer-ich-bin“ verleiht mir die Kraft, Rückschläge zu verkraften, und bei Hindernissen nicht zu schnell zu resignieren.

Dies immer wieder selbst erarbeiten, ohne sich auf Gemeinsamkeiten mit den Kolleginnen und Kollegen stützen zu können, ist viel zu mühsam und letztlich auch zermürend. Insofern habe ich es sehr begrüßt, dass die DGsv im vergangenen Jahr ein Grundsatzpapier breit diskutiert hat. Ich finde, dass solche Diskurse zur Orientierung und Selbstvergewisserung – letztlich damit auch zur Identitätsbildung – deutlich wichtiger geworden sind.

Lieber Gregor – ich vermute, dass meine Antworten sehr bruchstückhaft geblieben sind. Aber wir bleiben ja in Kontakt und so werden uns diese Fragen noch des öfteren beschäftigen.

Herzliche Grüße, Deine Kollegin Constanze

P.S. Bei dem amerikanischen Philosophen und Sozialwissenschaftler G.H. Mead heißt es, dass die Persönlichkeit in zwischenmenschlichen Beziehungen reift und dass Identität auf der reflexiven Fähigkeit des Subjekts, das heißt auf dem Vermögen beruht, für sich selbst zum Objekt zu werden. Damit ist ja nichts anderes als ein selbstreflexiver Vorgang beschrieben, der zur Kernkompetenz unserer Profession gehört. Wie also sollten Supervisorinnen und Supervisoren angesichts der Zerrissenheit auf eine zu festigende Identität verzichten können!

Randbemerkungen

Nachfrage und Angebot oder Supervision als Konsum

Schon während meiner Schulzeit hat mich nicht recht überzeugen können, dass das Angebot an erster Stelle stehen soll. Zuerst entstand ein Bedürfnis. Dies erzeugte eine Nachfrage. Danach kam es zu einem Angebot, welches das Bedürfnis befriedigte.

Irgendwann mag sich mal ein schlauer Mensch gesagt haben, man könne doch das Bedürfnis schon kennen und das Produkt erzeugen, bevor eine Nachfrage entsteht. Dies sorgt nicht nur für zufriedene Menschen, folgerte der Anbieter, gleichzeitig ist man auch der Konkurrenz um vielleicht sogar mehr als eine Nasenlänge voraus.

So wurde der Mensch zum Kunden. Da das Angebot nun vor der Nachfrage stand, verunsicherte der nachfragende Mensch, was seine Bedürfnisse betraf, bis er sie schließlich ganz vergaß und das Angebot für das hielt, was er brauchte bzw. haben musste, weil es billig zu haben war, oder weil es die anderen auch hatten. Nun war er auch zum Konsumenten geworden.

Solange das Bedürfnis sich unterdrücken, manipulieren, betrügen lässt, entsteht weiter keine Schwierigkeit. Aber wenn es, das eigene oder das der anderen, wieder zum Vorschein kommt, entstehen Unzufriedenheit und Probleme. Wenn es sich um berufliche handelt, braucht der Mensch möglicherweise Supervision.

Der Supervisor kann helfen, die ursprünglichen Bedürfnisse des Menschen bzw. die seines Klientels wieder zu entdecken, falls er nicht selbst den Zugang zu seinen Bedürfnissen verloren hat bzw. Supervision als ein Produkt im oben geschilderten Sinne betrachtet oder der um Hilfe ersuchende Mensch oder das Team sich dem Wagnis der Aufklärung, dem Bewusstwerden von Bedürfnissen nicht aussetzen will. Auch ließe sich einwenden, die Institution arbeite nicht bedürfnis-, sondern konsumorientiert und deshalb komme auch nur eine Supervision infrage, welche Konsumenten zufrieden stellt (welche natürlich nicht so, sondern Kunden genannt werden. Aber kommt noch. Gestern in der Tagesschau – 17.07.07 – wurden wir, die zukünftigen Alten, als Konsumenten entdeckt.)

An Bedürfnissen zu arbeiten erfordert Verständnis, Kenntnisse, z.B. über Abwehr oder das Innenleben von Institutionen, und Erfahrung im Umgang mit diesen, den Chancen und Grenzen. Weiter die Nachfrage an die erste Stelle zu setzen heißt also, verlässlich zu sein in Haltung und Konzept, mit einer klaren Definition von Supervision zu arbeiten statt dauernd neue Produkte auf dem Markt zu platzieren, in einer Nische tätig zu sein, Kunden zu verlieren oder erst gar nicht zu gewinnen, sondern Menschen auf der Suche nach einem persönlichen und beruflichen Standpunkt. Warum eigentlich nicht?

RoMa

Veranstaltungen

FIS – Fortbildungsinstitut für Supervision

Steubenstr. 34a, 65189 Wiesbaden
Telefon: (06 11) 60 36 81, E-Mail: info@agm-fis.de

Sicher und erfolgreich akquirieren. Existenzsicherung und Praxisausbau in alten und neuen Beratungsfeldern

Zeit: 17.– 20.04.2008

Ort: Mainz

Leitung: Inge Zimmer-Leinfelder, Andreas Liebelt, Dr. Thomas Lueb

FIS-Supervisionstage 2008

Zeit: 14.– 15.11.2008

Ort: Bad Honnef

Zusatzausbildung Coaching und Organisationsberatung

Leitung: Inge Zimmer-Leinfelder, Andreas Liebelt, Dr. Gerhard Wittenberger, Franz X. Leinfelder, Dr. Rafael Behr

Modul 4 – Organisationsberatung A: Theoretische Grundlagen zum Verstehen von Organisationen (Diagnoseschwerpunkt)

Zeit: 24.– 27.04.2008

Ort: Mainz

Modul 5 – Organisationsberatung B: Datenerhebung und -rückkoppelung, Beratungsdesigns (Interventionsschwerpunkt)

Zeit: 25.– 28.09.2008

Ort: Mainz

Agm – Arbeitskreis für Gruppendynamik Münster e. V.,

Steubenstr. 34a, 65189 Wiesbaden
Telefon: (06 11) 60 36 81, E-Mail: info@agm-fis.de

Person – Team – Institution

Ein gruppendynamisches Training zur Rollengestaltung im institutionellen Interaktionssystem

Zeit: 03.– 07.09.2008

Ort: Mainz

Leitung: Inge Zimmer-Leinfelder, Dr. Gerhard Wittenberger

Zusatzausbildung Gesprächsführung.

Modul: Vom Raten zum Beraten

Zeit: 20.-23.11.2008

Ort: Mainz

Leitung: Elisabeth Gast-Gittinger, Inge Zimmer-Leinfelder

Institut für Kriminologische Sozialforschung

Universität Hamburg

Allende-Platz 1, 20146 Hamburg

Tel.: (0 40) 4 28 38-33 29 Fax: (0 40) 4 28 38-23 28

E-Mail: astkse@uni-hamburg.de

Masterstudiengang Internationale Kriminologie (M.A.)

Im Wintersemester 2008/09 beginnt der vierte Durchgang des 4-semesterigen Masterstudiengangs Internationale Kriminologie (Abschluss: Master of Arts M.A., ehemals Aufbaustudium Kriminologie).

Bewerbungsfrist: 15.06.–15.07.2008 (Ausschlussfrist)

Weiterbildender Masterstudiengang Kriminologie (M.A.)

Zum Wintersemester 2008/09 startet der zweite Durchgang des neuen berufs begleitenden Masterstudiengangs Kriminologie. Berufstätige aus kriminologisch einschlägigen Arbeitsfeldern können erstmals in einem sozialwissenschaftlich ausgerichteten Studium berufsbegleitend den Titel „Master of Arts“ (M.A.) erlangen.

Durch eine kompakte Studienorganisation wird sowohl die berufsbegleitende Studierbarkeit gewährleistet, als auch die überregionale Rekrutierung der Teilnehmer ermöglicht. Das Studium beginnt mit einem einwöchigen Seminar und wird dann in aufeinander folgenden Modulen vollzogen, die mit jeweils einem Wochenende Präsenz beginnen und durch eine mehrwöchige E-Learningphase vertieft werden.

Bewerbungsfrist: 01.07.2008 (Ausschlussfrist)

Informationsmaterial und Bewerbungsunterlagen:

<http://www.kriminologie.uni-hamburg.de/WBMaster/> (25.1.2008)

AutorInnen

Marianne Addicks, Jg. 1953, Krankenschwester, Dipl. Pädagogin (Studien-schwerpunkt Diagnose und Beratung), Traumaspezifische Fachberaterin (PITT) auf der Grundlage der Psychodynamisch Imaginativen Trauma-Therapie, Lehrbeauftragte an der Universität Bielefeld, hauptberuflich tätig an der Klinik für Psychotherapeutische und Psychosomatische Medizin des Evangelischen Krankenhauses Bielefeld, einer Klinik mit Schwerpunkt in der Behandlung von Traumafolgeerkrankungen.

Mechthild Bereswill, Dr. phil. ist Professorin für Soziologie sozialer Differenzierung und Soziokultur an der Universität Kassel (Fachbereich Sozialwesen). Ihre Arbeitsschwerpunkte in Forschung und Lehre liegen im Bereich der Geschlechterforschung, der Soziologie sozialer Kontrolle und der qualitativen Methodologie. Letzte Veröffentlichung: Bereswill, M./Koesling, A./Neuber, A.: Umwege in Arbeit. Die Bedeutung von Tätigkeit in den Biografien junger Männer mit Hafterfahrungen. Baden-Baden, 2008.

Martin Esch, Jg. 1950, Dipl. Psych., bis 1985 in der klinischen Psychologie, Weiterbildung in Betriebswirtschaft, Personalwesen und EDV, Programmierer, Projektleiter, Produktmanager für Standard-Software. Seit 1993 Berater für SAP™-HR der SAP AG. Geschäftsführer und Berater bei Projektkultur.

Edeltrud Freitag-Becker, Supervisorin DGSv, Beraterin für Organisationsentwicklung, Fortbildnerin; Schwerpunkte: Beratung von Führungskräften, Konzeptberatung, Interkulturelle Arbeit, Betriebliche Gesundheitsförderung; freiberuflich tätig.

Katharina Gröning, Jg. 1957, Dr. phil, Erziehungswissenschaftlerin MA., Supervisorin, Hochschullehrerin an der Universität Bielefeld, Fakultät für Pädagogik, AG pädagogische Diagnose und Beratung, forscht und publiziert zu Geschlechterforschung, Versorgungsforschung, Qualitätsforschung in der Pädagogik und im Gesundheitswesen, Mitherausgeberin der Zeitschrift Forum Supervision.

Cornelia Hoffmann, Dipl. Päd., ist seit 2002 wissenschaftliche Mitarbeiterin der Fakultät Pädagogik an der Universität Bielefeld und als Dozentin beim Weiterbildenden Studium FrauenStudien tätig. Ihre Schwerpunkte im Studium waren: Schulpädagogik, Diagnose und Beratung und Psychologie. Sie promoviert zum Thema „Disziplinschwierigkeiten in der Schule“.

Annegret Mahler-Bungers, Dr. phil., studierte Literaturwissenschaft, Philosophie und Kunstgeschichte und ist als Psychoanalytikerin und Lehranalytikerin der DPV tätig.

Ute Sander, Jg. 1958, Supervisorin mit beruflichem Hintergrund als Sozialarbeiterin (seit 1982) auf den Feldern Strafvollzug, Obdachlosenarbeit (USA), Familienberatung, Jugendbildungsarbeit und Projektmanagement im internationalen Bereich. Zuletzt zwei Jahre Geschäftsführung eines Wohlfahrtsverbandes. Seit Anfang 1995 überwiegend freiberuflich tätig als Supervisorin, Moderatorin und Trainerin im Bereich der Jugend- und Erwachsenenbildung sowie Lehrtätigkeit an verschiedenen Fortbildungsinstituten.

Marcella Schlotterbeck, Jg. 1966, Diplom-Volkswirtin, Supervisorin (DGSv), in freiberuflicher Praxis tätig als Organisationsberaterin, Trainerin, Supervisorin und Coach. Spezialität: Begleitung von Veränderungsprozessen in kleinen und mittelständischen Unternehmen.

Gerhard Wittenberger, Dr. phil., Dipl. Supervisor (DGSv), Psychoanalytiker im Alexander-Mitscherlich-Institut (KPI/DPV st.G.), Trainer für Gruppendynamik (DAGG), Dozent, Balintgruppenleiter und Lehrsupervisor, Vorsitzender des agm, Mitbegründer des Forum Supervision.

Vorschau

FoRuM Supervision

Heft 32 – Oktober 2008

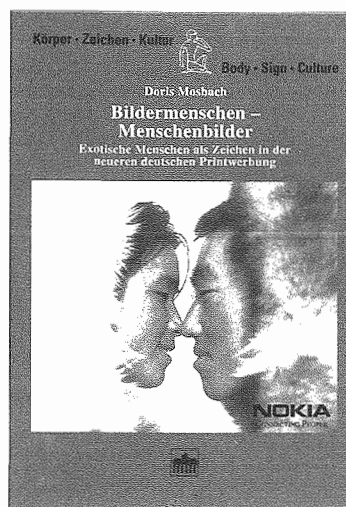
Supervision und Biografie

Redaktion:

Inge Leinfelder-Zimmer, Franz X. Leinfelder

Mit Beiträgen von: Micha Brumlik, Cornelia Edding, Jörg Gogoll,
Rolf Haubl, Jutta Müller, Elisabeth Rohr, Gertrud Siller,
Irmela Wiemann.

BWV • BERLINER WISSENSCHAFTS-VERLAG

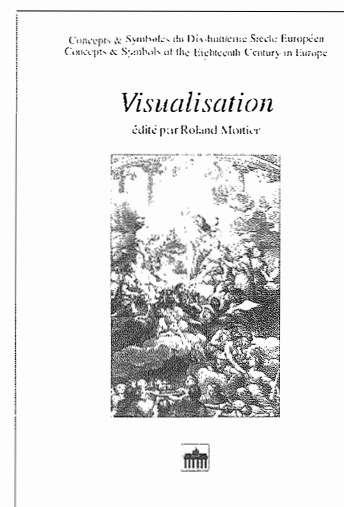


Doris Mosbach

Bildermenschen – Menschenbilder

Exotische Menschen
als Zeichen
in der neueren
deutschen Printwerbung

353 S., kart., 49,- Euro,
ISBN 978-3-87061-800-1



Roland Mortier (éd.)

Visualisation

312 S.,
geb. mit SU,
dt./engl./frz.,
45,- Euro,
ISBN 978-3-8305-0001-8

Wolfgang Schmale, Anette Völker-Rasor

MythenMächte – Mythen als Argument

Ob Naturerzeugnisse, Industrieprodukte oder Personen – nahezu alles ist heute als Mythos etikettierbar. Diese Beobachtung legt den Gedanken nahe, die neue Verwendung eines so bedeutungsschweren – oder hinsichtlich seiner scheinbar universalen Anwendbarkeit womöglich bedeutungsleeren? – alten Begriffs kritisch zu beleuchten. Die Beiträge behandeln die Problematik identitätsstiftender Mythen im internationalen Kontext (Indien, Europa, USA) und das problematische Verhältnis von Historiographie und Mythographie an Hand eines interdisziplinären Problemaufrisses, des Beispiels der Altertumswissenschaften und der wissenschaftlichen Geschichtsschreibung.

159 S., 23,50 Euro, ISBN 978-3-87061-699-1



BWV • BERLINER WISSENSCHAFTS-VERLAG

Axel-Springer-Str. 54 a • 10117 Berlin
Tel. 030 / 841770-0 • Fax 030 / 841770-21

E-Mail: bwv@bwv-verlag.de

Internet: <http://www.bwv-verlag.de>